

SONDERBAND

CHAD OLIVER



**MENSCHEN AUF
FREMDEN STERNEN**

und andere Stories **(ANOTHER KIND)**

Sie sind einander fremd – im All und auf der Erde.
Sieben der besten SF-Stories von Chad Oliver

1.- DM

Osterreich S. 7,-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200
Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 96

CHAD OLIVER

**Menschen auf fremden
Sternen**



MOEWIG-VERLAG – MÜNCHEN

Originaltitel: RITE DE PASSAGE

Ein deutscher Erstdruck

Der Moewig-Verlag in München ist Mitglied der Selbstkontrolle deutscher Romanheft-Verlage. TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis je Band 1,- DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1965. – Scan by Brrazo 08/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 11 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

Menschen auf fremden Sternen

RITE OF PASSAGE

Das Raumschiff trug den Namen *Juarez*. Von außen sah alles normal aus; aus den Heckdüsen schossen lange Flammen und trieben das Schiff durch das Universum. Die *Juarez* war hundert Lichtjahre von der Erde entfernt.

Im Schiffsinnern jedoch war bei weitem nicht alles in Ordnung! Die *Juarez* war ein Totenschiff. Irgendwo hatte jemand eine Krankheit eingeschleppt, wie und wann ließ sich nicht mehr feststellen. Es spielte auch keine Rolle mehr, denn von der vierundfünfzig Mann zählenden Besatzung waren nur noch wenige am Leben – und diese wenigen waren auch schon vom Tode gezeichnet.

Martin Ashley wischte sich den kalten Schweiß von den Händen und reichte Doc Slonsky ein Glas Wasser. Slonsky kontrollierte seine zitternden Hände, bevor er das Glas ergriff. Dann schleuderte er es mit großer Anstrengung gegen die Wand und lachte bitter auf.

„Ein Sterbender bittet um einen Drink, und du bringst ihm Wasser“, sagte er verächtlich. „Gib mir einen Drink, Martin! Anders kann ich es nicht mehr ertragen.“ Dicke Schweißtropfen standen auf Doc Slonskys Stirn. „Einen Drink, Martin!“ bat er flehentlich.

Martin Ashley taumelte durch die Kabine an zwei Betten vorbei, auf denen zwei zugedeckte Gestalten lagen. Er ergriff die halbausgeleerte Flasche und ging wieder zurück. Schaden konnte der Alkohol jedenfalls nicht mehr anrichten.

Slonsky trank sein Glas leer und richtete sich etwas auf. „Hast du nichts Besseres? Du gibst einem Sterbenden Bourbon?“

„Sie sterben nicht, Doc“, murmelte Martin. „Unkraut vergeht nicht.“

„Unsinn!“ Slonsky warf das Glas auf den Boden und packte die Flasche. „Es sind schon ganz andere Männer gestorben. Wo sind Hannibal, Cäsar und all die großen Gestalten der Weltgeschichte?“ Er nahm einen großen Schluck und fiel keuchend zurück.

„Sie schaffen es, Doc“, sagte Martin gegen seine Überzeugung. „Sie kommen durch, Doc, das weiß ich genau.“

„Martin.“

Ashley blickte weg, denn er konnte die Augen des Sterbenden nicht ertragen. Er hörte nur das Keuchen Slonskys.

Jetzt atmete er ruhiger, und Martin Ashley konnte ihm die Flasche abnehmen. „Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Doc?“

„Nein. Aber Gallen hat eine Chance. Er hat die Krise überwunden. Du scheinst immun zu sein. Wahrscheinlich liegt es an dem wilden Leben, das du geführt hast. Ich war auch kein Engel, aber mir hat es nichts genutzt. Chavez lebt ebenfalls. Ihr seid drei, Martin. Du mußt alle anderen hinausbefördern – mich auch.“

„Hören Sie, Doc ...“

„Gib mir noch einen Drink, Martin.“

Ashley reichte ihm die Flasche, doch Slonsky konnte sie nicht mehr halten. Er blickte plötzlich starr zur Decke – mit weit aufgerissenen Augen, die nichts mehr sahen.

Martin zog das Laken über das Gesicht des Toten und seufzte. Er trank die Flasche leer und ging leise davon. Er empfand weder Angst noch Mitleid; dazu hatte er schon zu viele Kameraden sterben sehen. Er sah sich auch nicht vor und trank aus derselben Flasche, aus der der Sterbende den letzten Schluck genommen hatte. Der Alkohol brannte in seinem Magen, wärmte ihn aber nicht.

Auf dem Gang blieb er ein paar Minuten stehen. Er lauschte auf die gleichmäßigen Maschinengeräusche. Die Maschinen funktionierten, denn ihnen bedeutete der Tod nichts. Ashley ging ziellos weiter. Ein Instinkt leitete ihn. Wie schon so oft, ging er zu Carol. Nun ging er zu ihr, weil er Trost brauchte.

Sie lag bleich auf dem Bett, ein Arm hing über die Bettkante und schwankte im Rhythmus der pulsierenden Maschinen. Carol hielt die Augen geschlossen, atmete aber noch schwach.

Martin Ashley starrte das vertraute Gesicht an. Er erinnerte sich an die langen Gespräche mit ihr, an ihr Lachen, an ihre blauen Augen. Carol war nicht nur eine gute Navigatorin, sondern auch ein außergewöhnlich reizvolles Mädchen. Martin hatte sie nur einmal geküßt und es danach nie wieder versucht. Carol hatte ihren Mann verloren und nie wieder enge Beziehungen zu einem anderen Mann aufgenommen.

Es war zu einer engen Freundschaft gekommen, sie hat-

ten weitgehend übereinstimmende Ansichten. Sie hatten sich gegenseitig beigestanden, lange Gespräche geführt und doch immer genau gewußt, daß sie sich eines Tages aus den Augen verlieren würden. Martin Ashley hatte die Hoffnung nie ganz aufgegeben, obwohl sie ihn nie ermunterte. Jetzt mußte er jedoch alle Hoffnung fahren lassen.

Er konnte ihren Anblick nicht ertragen und flüchtete auf den Gang.

Er sehnte sich nach einem lebenden Menschen, nach einem Gespräch. Aber das Raumschiff war ein riesiger Sarg mit lauter Toten an Bord. Der Klang seiner Schritte machte ihn nervös, als er durch die langen Korridore zu den Offizierskabinen ging. Schon lange vor dem Erreichen der Kabine des Kommandanten hörte er ein heftiges Schluchzen. Das mußte Bob Chavez, der Sohn des Kommandanten, sein. Demnach war nun auch Alberto Chavez gestorben. Martin lächelte grimmig. Chavez war fünfundfünfzig, nur zwanzig Jahre älter als er selber. Er wünschte sich, daß Al noch am Leben wäre, nicht sein Sohn. Er schämte sich dieses Gedankens nicht, denn solche Gefühle hatte er längst überwunden. Bob war kein schlechter Kerl, aber er besaß eben nicht die überragenden Fähigkeiten seines Vaters.

Martin klopfte leise an die Tür. „Komm heraus, Bob!“

Das Schluchzen hörte schlagartig auf, doch der Junge antwortete nicht.

„Nun komm schon, Bob! Wir haben allerhand zu tun.“

Bob Chavez öffnete endlich die Tür und trat auf den Gang. Er war einundzwanzig Jahre alt, dunkelhaarig, ein südländischer Typ. Seine Augen waren noch vom Weinen gerötet. Martin sah ihn zum erstenmal mit ungekämmten

Haaren und wunderte sich, daß er das in dieser Situation überhaupt bemerkte.

„Laß mich allein“, sagte Bob.

Martin empfand Mitleid mit ihm. „Ich weiß, wie dir zumute ist, Bob“, sagte er erstaunlich sanft. „Wir beide sind übrig. Gallen liegt noch. Es ist noch nicht sicher, ob er es schaffen wird. Uns bleiben noch genau zwölf Stunden. In dieser Zeit müssen wir einen brauchbaren Planeten finden und das Schiff landen. Du mußt mir dabei helfen, Bob.“

„Mir ist alles egal“, antwortete Bob tonlos. Er drehte sich um und wollte wieder in die Kabine zurück, doch Martin kam ihm zuvor.

„Es dauert im allgemeinen länger, ein Mann zu werden, Bob. Du mußt dich damit beeilen. Ich gehe jetzt in die Steuerzentrale. Du mußt dich in fünfzehn Minuten entscheiden.“

Martin drehte sich um und ging mit hallenden Schritten davon. „Ich bin von ihm abhängig“, murmelte er leise. „Wenn er nicht will, bin auch ich verloren.“

*

Sie hatten Ernest Gallen auf ein improvisiertes Bett vor die Funkanlage gelegt. Als Martin die Zentrale betrat, hob Gallen die Hand und machte das V-Zeichen.

„Ich glaube, ich habe gesiegt, Martin“, sagte er schwach. „Wie findest du das?“

„Großartig, Ernest. Wie fühlst du dich jetzt?“

„Nicht gerade wie ein Mann in den besten Jahren. Aber immerhin so, daß ich glaube zu überleben. Wer ist sonst noch übrig?“

„Der Junge.“

Gallen seufzte.

Martin Ashley blickte auf den Mann, der vor ihm auf dem Krankenlager ruhte. Ernie Gallen war ungefähr vierzig Jahre alt, von gedrungener Gestalt, blond und gewöhnlich etwas schwierig. Er wurde erst munter, wenn es Schwierigkeiten zu bewältigen galt. Er war der Funkexperte der *Juarez* und deshalb besonders wertvoll. Ashley konnte ihn gut leiden, denn Ernie haßte alles Komplizierte und verließ sich auf seinen gesunden Menschenverstand. Ernie war jedenfalls ein besserer Gesellschafter als der noch unreife Sohn des Kommandanten.

„Keine besonders gute Lage“, sagte Gallen grimmig. „Drei Mann sind übrig: ein Anthropologe und ein Funker, dazu ein junger Bursche, der sich für sehr schlau hält. Drei Mann in einem großen Raumschiff irgendwo im All. Was schlägst du vor, Mart?“

Es war sehr still in der Steuerzentrale. Ab und zu klickte ein Relais. Auf den Bildschirmen flackerten Bilder von der Umwelt, der Computer wartete auf Arbeit. Alle Instrumente arbeiteten zuverlässig. Die mechanischen Voraussetzungen für einen guten Abschluß der Reise waren durchaus gegeben, aber es fehlte das leitende Hirn, der Wille eines Menschen. Überall in den Kabinen lagen starre Körper mit weißen Bettüchern über den hageren Gesichtern.

Nur drei Männer waren übrig: ein unfertiger, aufbrausender junger Mann, ein Funkexperte und ein Anthropologe. Keiner der Überlebenden war der Typ des rücksichtslosen Draufgängers.

Gallen wartete noch immer auf eine Antwort.

„Was macht die Funkanlage?“ fragte Martin Ashley.

Ernie zuckte die Schultern. „Nichts. Wir sind auf der üblichen Route. Vielleicht treffen wir irgendwann einmal auf ein Schiff von der Erde oder auf ein fremdes Raumschiff. Bis dahin können wir nur die Statik hören.“

Ashley lächelte schwach. Er mußte immer wieder an die starren Gestalten in den Kabinen denken. Diese Männer waren seine Freunde gewesen, Carol sogar noch etwas mehr.

„Ich schlage vor, wir warten hier, bis wir durch Mutation zu Supermännern werden. Danach werden wir unsere Probleme mit Leichtigkeit lösen können.“

Ernie Gallen seufzte und ließ sich zurückfallen.

Ashley fuhr ernst fort: „Es gibt nur eine Möglichkeit.“

„Darauf bin ich gespannt. Mir fällt nichts ein.“

„Halten wir uns an die Tatsachen, Ernie. Wir sind hundert Lichtjahre von der Heimat entfernt. Wir drei Überlebenden sind nicht in der Lage, das Schiff lange genug zu beherrschen. Wenn drei Männer dazu in der Lage wären, hätten diese Schiffe nur eine Besatzung von drei Mann, das ist klar. Wir können dieses technische Monster bei geringer Geschwindigkeit steuern und ein paar einfache Manöver durchführen, aber bei Hyperantrieb sind wir hilflos. Ein Versuch, dieses Schiff bei hohen Geschwindigkeiten zu dirigieren, wäre glatter Selbstmord. Drei Mann können nicht die Arbeit von vierundfünfzig erledigen.“

„Das brauchst du mir nicht erst zu sagen“, brummte Gallen.

„Ich will nur unsere Übereinstimmung feststellen. Wir sind uns darüber im klaren, daß wir die *Juarez* nicht nach

Hause bringen können. Wir wissen auch, daß die Chancen, ein anderes Schiff zu treffen, gering sind. Was bleibt uns da?“

Gallen wußte es nicht. Ashley bemerkte, daß sein Gesprächspartner noch sehr schwach war. Trotzdem durfte er ihn nicht schonen.

„Wir haben zwei Möglichkeiten, Ernie. Wir können den Rest unseres Lebens in diesem Schiff verbringen und hier auf unser Ende warten. Dieser Gedanke ist nicht sehr erhebend. Wir können aber auch alles auf eine Karte setzen, irgendwo landen und ein neues Leben anfangen. Wir befinden uns noch im Carinae-System. Wenn wir noch lange warten, werden wir uns im leeren Raum wiederfinden. Wir müssen uns also sehr schnell entscheiden.“

Ernie Gallen sah auf, sagte aber nichts. Ashley fuhr fort:

„Wenn wir rechtzeitig umkehren und einen Planeten finden – wir wissen, daß es hier einige für uns geeignete Himmelskörper gibt, – können wir die *Juarez* in eine Kreisbahn bringen und eine Landung riskieren. Wenn es uns nicht gefällt, können wir wieder aufsteigen. Wir können uns aber auch einrichten und eine Funkstation aufbauen und auf Dauersendung schalten. Wenn dann ein anderes Schiff in die Nähe kommt, wird man uns hören. Es ist unsere einzige Chance, Ernie. Ich weiß nicht, wie dir zumute ist, aber ich habe nur ein Leben und möchte es nicht verlieren. Ich möchte nicht in diesem Sarg bleiben, sondern festen Boden unter den Füßen spüren, Bäume sehen und den Duft der Blüten riechen. Ich möchte ein Mensch sein, nicht ein in einem Käfig gefangenes und zum Tode verurteiltes Wesen.“

Martin Ashley schwieg und wartete auf die Antwort seines Gefährten. Nur die Relais klickten leise, und auf den Bildschirmen flackerten Bilder von fernen Konstellationen und unbekanntem Sonnen.

*

„Was hältst du davon?“ fragte Gallen.

Ashley zuckte die Schultern. „Schwer zu sagen. Wir haben keine Funkwellen aufgefangen, die Energiedetektoren melden nichts. Da unten kann nichts sein, vielleicht aber auch eine überlegene Zivilisation. Im zweiten Fall werden wir uns in einer Umgebung finden, die wir nie verstehen können. Aber wir müssen uns entscheiden.“

Gallen drehte an den Knöpfen, hörte aber nichts. „Nicht so einfach“, brummte er leise. „Wenn wir nichts finden, werden wir weiterhin allein sein; wenn dort unten eine überlegene Zivilisation ist, werden wir vielleicht in einem Käfig enden.“

Martin sah sich um. „Ist das hier vielleicht kein Gefängnis? Ich möchte nicht in diesem Sarg bleiben, Ernie.“

Gallen nickte ernst. „Also gut, Mart!“

Die beiden Männer schwiegen wieder.

Ashley hörte plötzlich ein Geräusch und fuhr herum.

Bob Chavez, der junge Mann, stand bleich und übermüdet an der Tür. Seine Augen hatten einen unnatürlichen Glanz.

„Sie sind alle tot“, murmelte er. „Was soll nun aus uns werden?“

Ashley und Gallen sahen sich an.

„Die Antwort auf diese Frage möchte ich auch gern wissen“, antwortete. Martin schließlich.

*

Vier Tage später schoß eine kleine Kapsel durch die ungeheure Leere auf den blaugrün schimmernden Planeten zu. Es war der vierte Planet des Systems. Die Kapsel war dazu bestimmt, als Fährschiff zu dienen, denn die Landung des großen Raumschiffes kostete viel Energie. Die Kapsel schoß pfeilschnell auf den scheinbar schnell größer werdenden Planeten zu, ein winziges im Sonnenlicht glänzendes Gebilde.

Ashley hatte sich neben Gallen angeschnallt. Er blickte nicht in die ungeheure Leere und auch nicht auf den Planeten, sondern auf Bob Chavez, der die Kapsel steuerte. Eine gelbe Sonne, Millionen von Sternen, das alles war für ihn nichts Neues. Er sah die ungeheure Fülle nicht gern, denn sie machte ihn demütig und erinnerte ihn immer wieder an seine eigene Winzigkeit und Bedeutungslosigkeit.

„Schalte das Radio ein, Ernie“, sagte er zu Gallen. „Die Stille macht mich sonst wahnsinnig.“

Ernie nickte. Er war noch schwach, aber seine Augen leuchteten schon klar. Er hatte die Krankheit endgültig überwunden und erholte sich schnell. Er schaltete seinen Empfänger ein und wählte eine bestimmte Frequenz. Ashleys Stimme dröhnte plötzlich in der Kabine auf. Sie wurde von einem starken Sender der *Juarez* ausgestrahlt. Das große Schiff raste in einem weiten Orbit um den Planeten.

Martin Ashley lauschte befriedigt auf den Klang seiner eigenen Stimme.

„Forschungsschiff *Juarez*, zwanzigster September zweitausendundsechundsiebzig. Unbekannte Krankheit hat einundfünfzig Besatzungsmitglieder getötet. Drei Überlebende fliegen mit der kleinen Kapsel zum vierten Planeten des Carinae-Systems. Zukunft ungewiß. Werden Funkkontakt mit der *Juarez* halten. Die Überlebenden sind: Funker Ernest Gallen, Robert Chavez, Juniorpilot und Sohn des Kommandanten, Martin Ashley, Anthropologe der Expedition. Das ist vorläufig alles.

Forschungsschiff *Juarez*, zwanzigster September zweitausendundsechundsiebzig. Unbekannte Krankheit ...“

Martin Ashley schloß die Augen. Erinnerungen tauchten auf, furchtbare Erinnerungen. Sie hatten einundfünfzig leblose Körper ins All befördert. Er erinnerte sich an Carol, dann an die schwierige Aufgabe, das große Raumschiff in einen Orbit um den Planeten zu bringen, er erinnerte sich an die Erde. Und währenddessen hörte er unablässig seine eigene Stimme.

„Das genügt. Du kannst abschalten“, sagte er unwillig.

Die nachfolgende Stille wirkte doppelt bedrückend. Unter ihnen, über oder vor ihnen lag der Planet Carinae IV. Ashley hatte sich längst daran gewöhnt, daß Begriffe wie oben und unten, vorn und hinten im Weltraum nicht galten. Sie blickten nach vorn, also lag der Planet vor ihnen. Vorerst war dieser Planet nur ein unbekannter Himmelskörper, eine blaugrün schimmernde Kugel vor einem schwarzen Hintergrund. Die Männer wußten, daß sie diesen Planeten als vorläufige Heimat ansehen mußten, wenn sie nicht wieder in das öde Schiff zurückkehren wollten, in dem alles an den schrecklichen Tod der Kameraden erinnerte.

*

Bob Chavez war bleich und unruhig. Er steuerte einen flachen Bogen und ließ die Kapsel durch die Atmosphäre sausen, wobei sie automatisch an Geschwindigkeit verlor. Luftverhältnisse, Gravitation und alle anderen wichtigen Eigenschaften des Planeten wurden automatisch registriert. Aber keiner der Männer sah auf die Instrumente, denn die Planetenoberfläche war in diesem Augenblick weitaus interessanter.

Die Männer erblickten bräunlich schimmernde Wälder und große grüne Weideflächen. Sie bemerkten auch wunderbar klare Seen und ein Netz von glitzernden Flüssen. In der Ferne ragten Berge bis in die Wolken empor. Bob Chavez mußte die Kapsel hochziehen, denn die Geschwindigkeit war noch immer beachtlich. Die Kapsel fegte über den Gebirgszug hinweg, dann über ein Meer von Koralleninseln.

Sie erreichten die Nachtseite, sahen noch eine ausgedehnte Wüste und tauchten in die Dunkelheit. Die Kapsel jagte weiter durch die Atmosphäre des Planeten. Ashley war mit dem Ergebnis der Beobachtung zufrieden. Die Wahrnehmungen betätigten die aus weiterer Entfernung gemachten Feststellungen. Es gab keine großen Städte, keine erkennbaren Ansiedlungen, keine Industrie. Die Detektoren entdeckten keine Funkwellen und keine Energieemissionen. Aber die drei Männer in der Kapsel sahen etwas, das sie aus der Ferne nicht gesehen hatten: Menschen.

Der Planet war bewohnt.

Bob Chavez dachte nicht daran, die Düsen zu drosseln. Er jagte die Kapsel weiter um den Planeten herum, bis sie wieder in die Helligkeit eintauchte.

Martin Ashley kontrollierte schließlich die Geräte. Seine Hände zitterten dabei vor Erregung. Er war müde und etwas verängstigt. Er hatte seine beiden Gefährten überredet, die Landung zu wagen. Wie würde der Empfang aussehen? Das war eine Frage, die nur die Zukunft beantworten konnte.

Er atmete tief durch. Planeten brachten immer Überraschungen, ganz besonders bewohnte Planeten. Kein Mensch konnte die Entwicklung der Dinge voraussagen, denn verschiedene Bedingungen lassen verschiedene Lebewesen und Anschauungen aufkommen. Lebewesen lassen sich nicht aus der Ferne beurteilen, auch nicht mit empfindlichen Meßgeräten. Das war gut so, aber es erschwerte vieles. Die Entscheidung war aber gefallen. Dieser Planet bot günstige Lebensbedingungen. Die furchtbare Einsamkeit würde jedenfalls aufhören.

„Sieht nicht schlecht aus“, murmelte er. „Ich muß euch aber warnen, und ihr müßt immer an diese Warnung denken, wenn ihr dort unten am Leben bleiben wollt. Von hier oben läßt sich nur sehr wenig feststellen. Ihr seid beide schon genug herumgekommen, um die Gefahren einer fremden Welt zu kennen. Der Anschein ist oft genug trügerisch und verleitet zu falschen Hoffnungen.“

Ashley zündete sich eine Pfeife an und blies dicke Rauchwolken in die Kabine. Er konnte nur hoffen, daß seine Gefährten die Bedeutung seiner Worte begriffen. Sie wollten in eine fremde Welt eindringen, in eine Welt, die

sie zwar sahen, aber nicht kannten, die sich wahrscheinlich mit keiner anderen vergleichen ließ.

Sie mußten auf ihre Geschicklichkeit und ihr Glück vertrauen.

*

„Ihr habt alles gesehen“, sagte er nach einer Weile. „Ich kann nichts hinzufügen. Die Luft ist in Ordnung. Der Planet ist nicht allzu dicht bevölkert; die Menschen wohnen weit verstreut. Wir haben sie auf den grünen Flächen gesehen, auf Waldlichtungen und auf den Koralleninseln. Sie scheinen alle auf der gleichen Entwicklungsstufe zu stehen; ich habe jedenfalls keine Fabriken, ja nicht einmal irgendeine Form der Bodenbearbeitung feststellen können. Die Leute scheinen von der Jagd zu leben und Früchte zu sammeln. Die größte Gruppe, die wir gesehen haben, war bestenfalls einhundert Personen stark. Wir werden es wahrscheinlich mit primitiven Völkern zu tun bekommen. Solche Völker verfügen über Speere und Pfeile. Das ist alles recht gut und schön, aber mir will nicht gefallen, daß die Entwicklung überall auf dem gleichen Stand ist. Wir können nicht feststellen, ob sich die Bewohner dieses Planeten über große Entfernungen verständigen können. Hat einer von euch etwas dazu zu sagen?“

Ernie Gallen zuckte die Schultern. „Nicht meine Aufgabe. Ich bin Funker, sonst nichts.“

„Vielleicht verständigen sie sich auf telepathischem Wege“, sagte Bob Chavez.

„Hoffentlich nicht.“ Ashley zog an seiner Pfeife. „Wir

würden es unter solchen Bedingungen sehr schwer haben, uns anzupassen.“

„Natürlich. Aber Telepathie wäre eine Erklärung für die Gleichmäßigkeit der Entwicklung auf dem ganzen Planeten.“ Für Gallen hatte diese Annahme nichts Abschreckendes. „Wenigstens brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen, bei welcher Gruppe wir landen sollen.“

Ashley war nicht ganz so sorgenfrei. Es hatte aber keinen Sinn, die Gefährten unnötig zu beunruhigen. „Also gut, wir landen“, sagte er entschlossen. „Wenn alle gleich sind, spielt es keine Rolle, wo wir niedergehen.“

Bobs Wangen glühten. Seit dem Tode seines Vaters hatte er sich gleichgültig und teilnahmslos verhalten. Jetzt änderte er sich schlagartig und zeigte wieder Interesse an seiner Umwelt.

„Es ist doch merkwürdig“, sagte er. „Stellt euch vor, was wir alles hinter uns haben. Die da unten können sich so etwas überhaupt nicht vorstellen. Eine ganze Welt wartet auf uns. Bald wird sich entscheiden, ob sie unsere Heimat werden wird.“

„Mir scheint, der Planet bietet Möglichkeiten“, sagte Gallen. „Langeweile werden wir dort unten nicht haben.“

Martin Ashley mußte gegen ein merkwürdiges Gefühl im Magen ankämpfen. Bettler können keine Ansprüche stellen, dachte er. Wir sind im Augenblick noch Bettler, die eine Heimat suchen. Es muß sich erst herausstellen, ob wir den Leuten da unten etwas zu geben haben.

Chavez drosselte die dröhnenden Jetmotoren und leitete die Landung ein. Wenige Minuten später wurden die drei Männer kurz durchgeschüttelt.

Die Kapsel stand auf festem Boden.

Sie konnten natürlich nicht gleich aussteigen, denn die Luft mußte noch einmal sehr sorgfältig analysiert werden. Sie war atembar, das wußten sie. Es kam vielmehr auf das Vorhandensein von gefährlichen Krankheitserregern an. Sie kamen als Fremde auf diesen Planeten und besaßen aus diesem Grunde keine Immunität gegen eventuell nur auf Carinae IV herrschende Seuchen. Sie hatten besonderen Grund, vorsichtig zu sein, denn alle ihre Kameraden waren einer Unvorsichtigkeit zum Opfer gefallen.

Sie waren mitten in einer üppigen Graslandschaft gelandet. Am Horizont sahen sie einen etwas bräunlich gefärbten Wald. Über ihre empfindlichen Mikrophone hörten sie die vielfältigen Geräusche der Außenwelt. Sie vernahmen das Rascheln des Grases und das Zirpen unzähliger Insekten.

Carinae IV hatte einen zweiundzwanzig Stunden dauernden Tag. Die Sonne stand schon dicht über dem Horizont und ließ die Gipfel hoher Berge besonders plastisch hervortreten. Die Schatten der Berge schoben sich immer weiter in das Grasland vor.

Ashley dachte unwillkürlich an andere Abende, an Sonnenuntergänge auf der Erde und damit verbundene Erlebnisse.

Es war ein friedlicher Abend, der ihn an die Heimat erinnerte. Sie hätten es schlechter treffen können, das mußte er sich trotz aller Sorge eingestehen.

Aber auch ein Vulkan ist ein schöner Anblick, bis er Feuer und Lava auswirft und ganze Städte vernichtet. Der Planet, auf dem sie gelandet waren, war eine fremde Welt mit fremden Menschen, Sitten und Gebräuchen.

Ernie sprach aus, was alle drei dachten. „Warten wir bis morgen früh“, schlug er vor. „Wir schlafen uns richtig aus und fangen morgen mit der Erforschung der Umgebung an.“ Vorsichtshalber schaltete er seinen Empfänger ein und hörte die unablässig von der *Juarez* ausgestrahlte Sendung ab.

Alle drei waren müde und überanstrengt. Sie saßen an den Fenstern, bis die Sonne hinter den Bergen versank und schwiegen. Dann legten sie sich hin und hingen ihren Gedanken nach.

Martin Ashley schlief ein. Er war nicht allein, und das gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Ein einzelner Mond kam hoch und erhellte die Nacht. Irgendwo weit oben zog ein verlassenes Raumschiff seine Bahn um den Planeten und schickte unablässig Hilferufe in den Raum.

*

Am Morgen waren die ersten Eingeborenen da.

Drei Männer standen geduldig im hüfthohen Gras und starrten auf die im Sonnenlicht glitzernde Kapsel. Sie trugen knielange, togaartige Umhänge, die ihnen volle Bewegungsfreiheit ließen. Zwei der Männer waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, der andere trug eine schwere Keule aus Metall. Sie machten weder einen drohenden noch ängstlichen Eindruck.

Martin Ashley musterte die Fremden lange Zeit. In der Kapsel fühlte er sich sicher. Er hatte Erfahrungen und empfand deshalb keine große Erregung. Bob Chavez dagegen hatte so etwas noch nicht erlebt und war aus diesem Grund

nervös und aufgeregt. Ernie Gallen wirkte gleichmütig. Die Leute da draußen waren für ihn primitive Wilde, vor denen er sich nicht fürchtete.

„Hallo, Brüder!“ rief er grinsend. „Wir wollen eure Freunde werden. Richtet die Waffen besser nicht auf uns.“

Bob Chavez lachte. „Sie sehen nicht schlecht aus.“

Martin Ashley zuckte die Schultern. „Von hier gesehen, machen sie keinen schlechten Eindruck.“

„Vielleicht ändern wir unsere Meinung, wenn wir im Kochtopf sitzen“, grunzte Ernie Gallen. „Du bist der Experte, Mart. Von deiner Einschätzung hängt es ab, ob wir im Kochtopf oder auf dem Häuptlingsthron enden.“

Ashley mußte sich entscheiden. Fünfzig Meter vor der Kapsel standen drei fremde Männer, die er zu beurteilen hatte. Er wußte nichts von ihnen, aber er wußte, wie schwer menschliche Wesen zu beurteilen sind. Im Grunde waren auch seine Gefährten Fremde, deren Reaktionen er nur in Grenzen voraussagen konnte.

Die drei Eingeborenen kamen näher.

„Das Wesen mit der Keule ist eine Frau!“ rief er überrascht aus. „Es handelt sich offensichtlich nicht um eine kriegerische Gruppe. Sie scheinen uns nicht böse zu sein, aber sie zeigen auch keine Furcht. Wahrscheinlich ist die Kapsel etwas für diese Leute Unfaßbares. Wir können es aber nicht mit Sicherheit sagen. Es gibt nur eine Möglichkeit, es herauszufinden.“

Gallen sah ihn von der Seite an.

„Ich nehme es auf mich“, sagte Ashley. „Einen anderen Weg gibt es nicht.“

„Ich gehe mit!“ rief Bob Chavez plötzlich enthusiastisch.

Martin lächelte ihm freundlich zu. Anscheinend hatte er den jungen Mann unterschätzt. „Es hätte keinen Sinn, Bob“, erklärte er freundlich. „Ich brauche eure Rücken- deckung. Ihr dürft erst schießen, wenn ich wirklich in ern- ste Schwierigkeiten gerate. Und laßt mich um Gottes wil- len nicht zurück. Wenn es hier nicht klappt, müssen wir uns einen anderen Planeten suchen.“

Ernie Gallen öffnete das Schott. „Viel Glück, Mart“, sagte er ernst.

Ashley nickte und trat in die Luftschleuse. Er schloß die Tür hinter sich, denn das Außenschott ließ sich nur öffnen, wenn das innere verriegelt war. Dann drehte er das Rad, mit dem die schweren Riegel des Außenschotts geöffnet wurden.

Die kühle Morgenluft strömte in die Luftschleuse. Mar- tin Ashley roch den Duft des noch taufrischen Grases. Die Sonne schien noch rötlich durch den Dunst, stieg aber schnell höher und wurde klarer. Martin trat ins Freie und ging auf die Eingeborenen zu.

Er ging langsam vorwärts und behielt die drei Gestalten im Auge. Seine Waffe trug er unter dem Hemd versteckt, denn er wollte die Eingeborenen nicht ängstigen. Er wollte die Waffe nur im äußersten Notfall benutzen.

Die drei Eingeborenen standen wie Statuen im Gras und ließen ihn herankommen. Ashley erkannte eine Frau und zwei Männer. Alle drei hatten eine rötliche Hautfarbe und klare Augen, mit denen sie ihn ungerührt musterten.

Martin Ashley ging stetig voran. Noch nie waren ihm fünfzig Meter so lang vorgekommen. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Selbst ein Lächeln konnte falsch aufgenom- men werden.

Sieben Meter vor den drei Eingeborenen blieb er stehen. Er sagte nichts und ließ die Arme hängen. Die anderen sollten den ersten Schritt tun und so ihre Einstellung zu erkennen geben.

Die Zeit verging. Die Eingeborenen betrachteten ihn ohne Neugier und ganz gewiß ohne Furcht. Schließlich lächelte der eine und legte seinen Bogen ins Gras. Der zweite Mann folgte diesem Beispiel und legte ebenfalls seine Waffe nieder. Die Frau zögerte noch etwas, lächelte dann aber auch und ließ die Keule fallen.

Ashley verließ sich auf seine Kameraden und entschloß sich zu einer großzügigen Geste. Er zog seine Pistole hervor und warf sie zu den anderen Waffen. Die Eingeborenen lächelten dazu.

Der eine Mann sagte etwas. Er sprach langsam und artikuliert. Martin Ashley verstand kein Wort, aber auch er sagte etwas.

„Ich weiß, daß ihr mich nicht verstehen könnt. Wir werden uns bemühen, eure Sprache so schnell wie möglich zu erlernen.“

Der ganz vorn stehende Mann schien mit dieser Antwort zufrieden zu sein. Er drehte sich um und zeigte in Richtung auf den Wald. Ashley erkannte eine Hütte und begriff die Bedeutung dieser Geste. Die Eingeborenen hießen ihn willkommen und luden ihn zu einem Besuch in ihr Dorf ein.

Er gab durch Zeichen zu erkennen, daß er erst noch einmal in die Kapsel wollte. Die Eingeborenen begriffen sofort, was er wollte. Sie hatten sich von Anfang an als sehr intelligent gezeigt.

Martin kletterte in die Kapsel zurück und unterhielt sich mit seinen Gefährten. Er wollte eine Frist von vier Tagen. Nach dieser Frist sollten sie nicht länger auf ihn warten und den Planeten verlassen. Er verabschiedete sich von Gallen und Bob und kletterte wieder ins Freie.

Sie nahmen ihre Waffen wieder auf und reichten ihm die Pistole. Dann führten sie ihn durch das hohe Gras. Die drei Eingeborenen unterhielten sich ruhig und gaben durch ihr Verhalten zu verstehen, daß sie ihn keineswegs als eine Sensation betrachteten.

Die Sonne brannte nun schon heißer herab. Irgend etwas stimmte nicht, das spürte Ashley genau. Er führte seine Unruhe aber auf die Nervenanspannung zurück und blieb äußerlich ruhig.

Er hatte oft fremde Völker besucht und Kontakte aufgenommen. Normalerweise ging alles glatt – wenigstens am Anfang. Diesmal jedoch lag die Sache anders, denn sein Besuch sollte nicht der Erforschung eines fremden Volkes dienen. Diesmal würde er nicht nach wenigen Wochen ins Schiff zurückkehren und einen Bericht schreiben, diesmal mußte er sich mit Menschen anfreunden und wahrscheinlich den Rest seines Lebens mit ihnen verbringen.

Ashley hatte seine Arbeit immer geliebt und sie nicht nur als Broterwerb angesehen. Für ihn bedeutete diese Arbeit sein Leben.

Seine Erfahrungen machten sich bezahlt. Er studierte das Dorf und seine Bewohner und lernte gleichzeitig die fremde Sprache. Das Dorf bestand aus sechzehn Blockhäusern, die um einen viereckigen Platz gruppiert standen. Außer den Wohnhäusern gab es noch einen unterirdischen Lager-

raum für die gesammelten Früchte. Die achtzig Bewohner des Dorfes waren in drei Gruppen eingeteilt: die Alten, die für sich lebten, die jüngeren, die die Mehrheit bildeten, und die zwanzig Kinder.

Alle Dorfbewohner zeigten sich höflich und hilfsbereit. Martin wartete drei Tage, ehe er seine beiden Gefährten holte und mit ihnen zusammen ein Haus baute. Ernie und Bob fanden Gefallen an dem bequemen Leben und wanderten stundenlang herum. Ashley wurde automatisch ihr Führer. Sie hielten seine oft ausgesprochenen Bedenken für übertrieben und kümmerten sich bald nicht mehr darum. Es ging ihnen gut, sie hatten genug Nahrung und brauchten kaum zu arbeiten. Natürlich wollten sie Veränderungen einführen, nicht aus Eigennutz, sondern um den Dorfbewohnern die Vorzüge einer technisierten Lebensart zu zeigen. Die Eingeborenen standen noch ganz am Anfang; selbst das Rad war ihnen noch unbekannt.

Die Zukunft lag vor ihnen. Sie konnten ihren Gastgebern helfen und sich selber in führende Positionen bringen. Sie ließen sich aber Zeit, um sich erst einmal an die bestehenden Verhältnisse zu gewöhnen.

Martin Ashley nahm das Leben nicht so leicht. Er mußte immer wieder nachdenken. Wenn seine beiden Gefährten ruhig schliefen, grübelte er. Es gab Dinge, die er nicht begriff, die er einfach nicht verstehen konnte.

*

Der Eingeborene, von dem Martin die Elementarbegriffe der fremden Sprache gelernt hatte, hieß Rondol. Er war ein

besonderer Mann im Sozialgefüge des Dorfes, denn er besaß beachtliche Fähigkeiten. Rondol war mitunter etwas aufbrausend und angeberisch, aber er war zweifellos ein sehr guter Lehrer. Ashley sah bald ein, daß sein Lehrer ihm eine vereinfachte Form der Eingeborenen-sprache beibrachte, um überhaupt erst ein gegenseitiges Verstehen möglich zu machen.

Das Erkennen dieser Tatsache war ein gehöriger Schock gewesen.

„Den Rest bringe ich dir bei, wenn du genügend vorbereitet bist“, hatte Rondol erklärt und sich dabei sehr überlegen gebärdet. „Um etwas richtig verstehen zu können, muß man erst die Grundlagen beherrschen.“

Martin fand seitdem nur selten Schlaf. Es ärgerte ihn, daß er die Kultur der Eingeborenen nicht sofort begreifen lernen sollte.

Oberflächlich gesehen war diese Kultur sehr unkompliziert. Die Leute nannten sich Nern, was ganz einfach „Menschen“ bedeutete. Die Nern pflanzten eine kartoffelähnliche Frucht an und ernteten sie, wenn die Vorräte knapp wurden. Ab und zu schossen sie hirschähnliche Tiere, die sich aus dem Wald aufs Grasland wagten. Außerdem fischten sie und sammelten wilde Früchte. Die Nern lebten in Monogamie und hatten starke verwandtschaftliche Bindungen. Das Dorf war in zwei Hälften aufgeteilt, die zwei voneinander unabhängige wirtschaftliche Einheiten bildeten. Die Ehepartner wurden stets aus der anderen Gruppe gewählt.

Beide Geschlechter hatten gleiche Rechte und Pflichten, so daß auch die Frauen Waffen trugen. Es gab einen Häuptling, einen netten Burschen namens Catan, aber die-

ser Häuptling besaß wenig Autorität. Die wirkliche Macht lag bei einem aus fünf alten Männern und fünf alten Frauen gebildeten Rat. Rondol war eine Art Mediziner und nur für übernatürliche Dinge zuständig.

Das alles war nicht ungewöhnlich.

Die Dorfbewohner betonten ihre Mythologie und hielten sich streng an eigenartige Riten. Alle beteiligten sich an den regelmäßig wiederkehrenden Festen.

Auch das war verständlich, denn Feste werden überall gefeiert, besonders Erntedankfeste oder Erinnerungen an bedeutende Ereignisse.

Eines Nachts standen Rondol und Ashley auf dem Platz zwischen den Hütten, die von den flackernden Feuern gespenstisch erhellt wurden. Rondol zeigte zum Himmel. „Du sagst, ihr kommt von dort oben, Martin?“

Ashley nickte. „Wir sind von dort oben gekommen, von der Erde. Unser Planet gehört zu einer der vielen Sonnen.“

Rondol lächelte. „Wir nennen die Lichter dort oben die Lagerfeuer des Himmels“, erklärte er. „Unsere Vorfahren und die noch Ungeborenen leben dort. Wir nennen die Sterne unsere Brüder. Sind sie nicht unsere Brüder?“

Der Wind raschelte durch das Gras und warf Funken auf. Martin blickte zu den Sternen empor. Die Eingeborenen hatten eine eigene Philosophie. Er hielt es nicht für angebracht, ihren Glauben zu stören.

*

Nach zwei Monaten wurden sie aufgefordert, das Dorf zu verlassen. Lange Zeit war alles Treiben im Dorf auf ein

bestimmtes Ereignis ausgerichtet gewesen, auf eine Feier, die zwei jungen Mädchen und zwei jungen Männern galt. Die beiden Paare sollten in das Leben der Erwachsenen eintreten und das Lager der Kinder verlassen.

Es handelte sich um eine sehr ernste Feier. Die beiden Paare mußten vier Tage lang fasten und sich während dieser Zeit von den Alten unterrichten lassen.

Die Nern waren sehr vorsichtig und höflich. Sie wollten während der Feierlichkeiten allein sein und baten die Gäste, später wieder zurückzukehren. Sie entschuldigten sich, ließen aber durchblicken, daß sie es mit ihrer Aufforderung sehr ernst meinten.

Ashley, Gallen und Chavez machten sich also auf den Weg zur Kapsel. Sie schritten durch das hohe Gras und sprachen nicht viel. Sie konnten nur abwarten.

Sie warteten vier Tage, bis sie die Ungewißheit nicht mehr ertragen konnten und in der Dunkelheit zum Dorf zurückschlichen, um wenigstens die Feierlichkeiten am letzten Tage zu beobachten.

Der dumpfe Klang einer Trommel wies ihnen den Weg durch die Nacht. Bald sahen sie die rötlich flackernden Feuer und die Silhouetten der Häuser. Die Eingeborenen sangen leise und traurig. Die Waldtiere schienen den Gesang zu respektieren, denn sie schwiegen in dieser Nacht.

Martin Ashley fühlte sich einsamer als je zuvor. Der Gesang der Eingeborenen stimmte ihn traurig.

Er riß sich zusammen und schüttelte den Kopf. Ich darf mich nicht solchen Gedanken hingeben, mahnte er sich selber. Das war aber leichter gesagt als getan. Er sah das Leben einer Gemeinschaft und fühlte sich als Außenseiter.

Er gehörte nicht zu den Leuten, die, einhundert Lichtjahre von seiner Heimat entfernt, ein Fest feierten. Wahrscheinlich würde er nie zu ihnen gehören und immer ein Fremder bleiben.

Merkwürdige Gedanken tauchten auf, und er schämte sich ihrer nicht. Er hätte seine Seele hingegeben, um Mitglied der Dorfgemeinschaft zu werden, er hatte es satt, immer nur andere Leute zu studieren, statt zu ihnen zu gehören, mit ihnen zu singen und zu feiern.

„Merkwürdige Gesellschaft“, flüsterte Gallen. „Die Burschen scheinen die Sache verdammt ernst zu nehmen. Das Trommeln macht mich beinahe rührselig.“

Bob Chavez ging es nicht anders. „Das gefällt mir“, gab er ehrlich zu. „Die Leute sind aufrichtig und unverdorben. Ihre Gefühle sind noch echt. Wir aber leben in einer anderen Welt, und wir müssen den Leuten bald zeigen, daß es auch noch andere Dinge gibt. Lange genug sind wir jetzt hier, denke ich.“

Ashley bückte sich und hob etwas auf. Erstaunt betrachtete er das etwa zehn Zentimeter lange weiße Gebilde. Es war eine von einer Maschine hergestellte Zigarette. Die Zigarette glühte an einem Ende.

„Donnerwetter!“ murmelte er leise. „Es ist eine Zigarette!“

Seine Kameraden starrten die Zigarette an.

„Mir scheint, wir sind nicht die einzigen Gäste hier. Es kann aber auch sein, daß ...“

„Daß was?“ fragte Gallen nervös.

Ashley sprach es nicht aus. Er stand im Mondlicht zwischen den Bäumen und betrachtete die Zigarette in seinen

Händen. Er hörte den Gesang der Eingeborenen und spürte eine starke Erregung. Es war nicht nur Erregung, sondern auch Furcht.

*

Es regnete heftig.

Martin Ashley stand am Eingang einer Hütte und sah hinaus. Die Umgebung war in einen silbrigen Dunst gehüllt. Ashley betrachtete die Hütten und die hohen Bäume, die ihn so sehr an die Fichten seiner Heimat erinnerten. Der Geruch war ähnlich, auch die harten Nadeln, von denen nun das Wasser tropfte. Ashley befand sich in melancholischer Stimmung und wehrte sich nicht dagegen. Er genoß das Naturschauspiel und atmete die feuchte Luft in tiefen Zügen ein.

Sie waren nun seit zehn Wochen im Dorf. Bob Chavez saß auf einem Holzstuhl mitten in der Hütte und grübelte. Ernie Gallen fühlte sich auch deprimiert, aber er reagierte anders und lief unruhig auf und ab. Ashley ahnte, was die beiden Männer dachten. Das Gefühl der Isolierung wurde stärker. Der Aufenthalt auf dem fremden Planeten konnte nicht länger als ein unterhaltsames Zwischenspiel aufgefaßt werden, sie mußten alles Vergangene vergessen. Für die drei Männer würde es keine großen Städte mehr geben, keine kultivierten Frauen, keine Bars mit leiser Musik.

Es regnete ununterbrochen, eintönig, deprimierend. Ashley hatte oft auf das Rauschen des Regens gelauscht. Er hörte keinen Unterschied, Regen blieb Regen.

Ernie Gallen blieb plötzlich stehen. „Wir stecken alle drei in der Patsche“, begann er.

Ashley nickte nur, denn er wußte, was kommen würde.

„Ich will dich nicht angreifen, Martin, aber so geht das nicht weiter. Wir sitzen hier herum und tun nichts. Du hältst uns zurück, weil du in die Mysterien der Eingeborenen eindringen willst. Diese Untätigkeit macht mich verrückt. Wenn wir schon bleiben müssen, dann auf anständige Art und Weise. Ich möchte endlich wieder leben, Martin, eine Frau und ein Haus haben.“

Die Spannungen verschärften sich. Spannungen, die zwangsläufig unvermeidlich waren.

„Ich habe euch nie Befehle gegeben, nur Ratschläge“, antwortete Ashley sehr ruhig. „Es ist eure Sache, ob ihr euch an diese Ratschläge haltet.“

„Er hat trotzdem recht, Mart“, sagte Bob Chavez. „Wir wissen nicht, woran wir sind.“

„Was soll ich dazu sagen? Regeln lassen sich hier nicht aufstellen, Bob. Wir leben in einer fremden Welt, die wir noch nicht kennen.“

„Du weißt etwas, Märt“, sagte Bob beharrlich.

Ashley holte seine Pfeife aus der Tasche und stopfte sie mit seiner besonderen Tabakmischung. Er ließ sich Zeit und zündete die Pfeife umständlich an. Er wollte seine Worte genau überlegen, obwohl er wußte, wie wenig Sinn das hatte. Seine beiden Gefährten würden ihm sowieso nicht glauben.

„Ich glaube, die Nern sind viel weiter als wir. Wenn wir diese Tatsache übersehen, werden wir uns die Finger verbrennen.“

Der Regen tropfte auf das Dach der Hütte, über den Bergen entlud sich krachend ein schweres Gewitter.

*

Gallen und Chavez starrten ihn fassungslos an. Ernie deutete schließlich geringschätzig auf die Hüttenwand.

„Diese Primitiven sollen uns überlegen sein?“ Er lachte schallend auf. „Sie kennen nicht einmal das Rad, Mart. Du bist verrückt.“

„Meinst du?“

Ernie wurde sichtlich verlegen. „Das hätte ich nicht sagen dürfen, Mart“, entschuldigte er sich. „Aber was du eben gesagt hast, klingt sehr merkwürdig.“

„Das weiß ich.“

„Ich muß immer wieder an die Zigarette denken“, sagte Bob. „Ich zerbreche mir den Kopf und komme nicht weiter.“

Ashley winkte ab. „Es geht nicht um die Zigarette. Ich habe auch darüber nachgedacht. Es gibt hier keine Fabriken. Die Zigarette stammt nicht von hier. Dadurch entstehen neue Probleme, mit denen wir uns jetzt aber nicht beschäftigen wollen.“

„Womit denn?“ fragte Bob ungeduldig.

Ashley zog an seiner Pfeife. Was sollte er sagen?

Er zuckte die Schultern. „Es ist schwer, etwas zu erklären, das man selber nur ahnt. Ein Funkexperte läßt sich auch nicht in zehn Minuten ausbilden. Ich will einen Versuch machen, aber ich muß euch warnen. Ich kann nur meine recht unklaren, dazu noch subjektiven Gedanken erklären. Was ihr daraus macht, liegt an euch.“

„Ganz blöd sind wir auch nicht“, sagte Gallen ironisch.

„Natürlich nicht. Es ist nicht schwer, bestimmte Kulturen zu identifizieren. Man sieht einen Totempfahl, einen Speer, ein Kleidungsstück und ordnet diese Dinge ein. Auch die soziale Organisation ist leicht festzustellen. Kulturen sind wie ein Organismus, sind dynamische Systeme und schreiben den Lauf der Entwicklung vor.“

„Die einzelnen Kulturen sind demnach bestimmte Entwicklungsmuster, von denen nicht abgegangen wird?“

„Ganz so einfach ist es auch wieder nicht. Ich will nur sagen, daß ich nicht zum Ausgangspunkt der Kultur dieser Leute hier vordringen kann. Die Nern sind jedenfalls nicht primitiv. Ihre Kultur macht wohl einen primitiven Eindruck, aber sie ist es nicht. Sicher habt ihr schon etwas von konvergenter Evolution gehört. Zwei völlig verschiedene Entwicklungsrichtungen kommen zum gleichen Ergebnis. Ich glaube, wir haben es hier mit einer solchen Evolution zu tun.“

Ashley bemerkte die skeptischen Blicke seiner Gefährten und lächelte. „Ich bin noch nicht fertig. Ihr sollt noch ein paar Fakten hören und euch darüber Gedanken machen. Denkt einmal an unsere Landung. Wir fielen praktisch vom Himmel, rasten über das Dorf hinweg und landeten im Gras. Ein paar Stunden später kommen drei Nern und stehen harmlos herum. Sie fürchten sich nicht vor uns und wundern sich nicht im geringsten. Das Schiff müßte für sie jedoch ein Wunder sein, aber sie kümmern sich gar nicht darum. Folglich muß die Landung eines Schiffes für diese Leute etwas ganz Selbstverständliches sein. Das Dorf weist aber keine Anzeichen einer höheren Entwicklung auf: es gibt keine Messer, Äxte, Pflüge oder andere Hilfsmittel.“

Die Kleidung ist einfach. Schmuck ist verpönt. Ist das alles nicht sehr eigenartig?“

Gallen und Chavez schwiegen.

„Das ist aber längst nicht alles“, fuhr Ashley fort. „Da ist die Sprache. Damit wir uns überhaupt miteinander verständigen können, bringt mir einer der Männer einen sehr vereinfachten Jargon bei. Die Komplexität einer Sprache sagt noch nicht viel über die Komplexität einer Kultur aus, aber doch eine ganze Menge. Merkwürdigerweise ist dieser Jargon aber nicht die Sprache der Eingeborenen, denn sie sprechen sehr kompliziert und für uns unverständlich. Ich fange erst jetzt an, die primitivsten Grundlagen zu begreifen. Die Sprache dieser Leute ist sehr schwer. Sie mußten sie also deshalb vereinfachen, sie unserem Auffassungsvermögen anpassen. Das allein ist eine Ungeheuerlichkeit, die ich nicht begreifen kann.“

Ashley stieß dicke Rauchwolken aus.

Bob Chavez rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum. Seine Augen hatten einen traurigen Ausdruck, der Ashley beunruhigte. Wo hatte er diesen Ausdruck schon gesehen?

Ernie nahm seine Wanderung wieder auf. „Wenn schon“, sagte er ungeduldig. „Diese Leute bleiben trotzdem primitive Wilde. Zu der Zigarette möchte ich mich noch nicht äußern. Kommt Zeit, kommt Rat.“

Martin Ashley lächelte geduldig. „Steck den Kopf in den Sand und du siehst nichts mehr“, sagte er lakonisch. „Ich habe nur meine Auffassung dargelegt. Ich habe mich oft geirrt und kann mich auch in diesem Fall irren. Ich lege dir keinen Stein in den Weg. Geh hinaus und zeige den Leuten das Rad und alle die anderen Wunder der Technik.“

„Wir reden zuviel“, meinte Bob Chavez müde. „Ich fühle mich nicht wohl.“

Martin nahm besorgt seine Pfeife aus dem Mund und trat an den jungen Mann heran. Bobs Stirn fühlte sich kalt an, aber schon im nächsten Augenblick fieberheiß.

„Du mußt dich hinlegen, Bob.“

Martin und Gallen sahen sich wortlos an. Sie dachten in diesem Moment an das Schicksal der anderen Gefährten. Der Regen hämmerte weiter auf das Dach der Hütte und ließ alles unwirklich erscheinen.

*

Sechs Stunden später ließ der Regen nach. Bob Chavez lag offensichtlich im Sterben. Er war bewußtlos und rührte sich nicht mehr, nur sein Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß.

Die Seuche hatte also erneut zugeschlagen. Martin wußte nur zu gut, was das bedeutete. Sie hatten die Krankheit eingeschleppt. Sie hatten sich schon zu sicher gefühlt. Bob war sehr krank und würde sicher sterben. Das war aber nicht so schlimm. Viel schlimmer war die Gewißheit der Schuld. Ashley und Gallen sagten nichts, doch beide dachten genau das gleiche. Gallen spürte die Symptome. Er konnte sie auch richtig deuten, denn er hatte alles schon einmal durchgemacht. Ashley hatte einundfünfzig Leute daran sterben sehen und wußte alles.

Ernie Gallen setzte sich auf den Bettrand und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Diesmal geht es schneller“, murmelte er niedergeschlagen.

Martin befeuchtete seine trockenen Lippen mit der Zunge. Sein Blut pulsierte, und er spürte die ersten Anzeichen des Fiebers, den Schwindel und die Schwäche. Bob Chavez begann zu röcheln.

Die Nacht kam den beiden Männern unendlich lang vor.

Nach einigen Stunden beugte sich Ashley über den Sterbenden und hob ihn hoch. Gallen sah erstaunt auf.

„Was hast du vor?“

„Ich gehe hinaus.“

„Bei dem Regen?“

„Ich will ihn zum Mediziner bringen.“ Martin fühlte sich elend und konnte kaum noch sprechen.

Gallen kam taumelnd auf die Beine. „Was soll der Unsinn, Mart? Du willst den Jungen zu einem Zauberdoktor bringen? Du bist verrückt. Das lasse ich nicht zu.“

„Soll er einfach sterben?“

„Wir können es nicht ändern.“

Ashley lächelte wissend. Er konnte plötzlich wieder ganz klar denken. Vorsichtig legte er den jungen Mann wieder aufs Bett zurück und richtete sich auf.

„Ich kann nicht anders, Ernie“, sagte er und schlug blitzschnell zu. Sein überraschender Schlag traf Gallen am Kinn.

Ashley achtete nicht auf den am Boden liegenden Gefährten und hob Bob Chavez wieder auf. Es kostete ihn große Mühe, denn auch er fühlte sich elend. Der Boden vor der Hütte war aufgeweicht. Ashley taumelte durch den Schlamm.

Seine Haare klebten auf der Stirn, sein Anzug war völlig durchnässt.

Wo war die *Juarez*? Er hörte seine eigene Stimme den Notruf sprechen. „Unbekannte Krankheit hat einundfünfzig Mann der Besatzung getötet. Drei Überlebende suchen Zuflucht auf dem vierten Planeten des Carinae-Systems. Die dortigen Verhältnisse sind nicht bekannt.“

Er lachte auf und blieb ernüchtert stehen. Vor sich sah er Rondols Hütte und im Eingang eine hohe Gestalt.

„Wir sind krank“, hörte er sich wie aus weiter Ferne sagen. „Wir brauchen Hilfe.“

Starke Hände stützten ihn. Dann wurde es dunkel um ihn.

*

Als er die Augen öffnete, blickte er in einen erstaunlich klaren blauen Himmel. Er blieb still liegen und genoß den Anblick in stiller Dankbarkeit. Der Wind wehte den Duft der Tannen zu ihm hinüber und machte das Wunder seiner Genesung doppelt eindrucksvoll.

Er wußte, daß er geheilt war. Aus der Tiefe seines Unterbewußtseins stiegen Erinnerungen an monotone Gesänge auf; er glaubte, auch den Geschmack herber Kräuter zu empfinden. Und doch schien alles sehr weit zurückzuliegen.

Nach einiger Zeit sah er zur Seite und erblickte Bob Chavez, der, wie er, auf trockenen Blättern lag. Auch Bob war völlig gesund und lächelte.

„Erzähle ihnen von dem Rad“, flüsterte er.

Ashley grinste. Er wollte nachdenken, aber es schien nicht der Mühe wert zu sein. Er lag völlig entspannt und zufrieden da.

„Fühlen Sie sich besser?“ hörte er Rondol fragen.

Er öffnete wieder die Augen und stellte fest, daß er geschlafen hatte. Rondol kniete an seiner Seite und lächelte.

„Vielen Dank, Rondol“, flüsterte Ashley.

Rondol runzelte die Stirn. „Der andere, der immer eine so sichere Meinung über alles hatte ...“

„Ernie?“

Rondol nickte. „Er wollte sich nicht helfen lassen. Ich ging zu ihm, nachdem ich eure Krankheit erkannt hatte. Wir sangen auch für ihn und gaben uns größte Mühe, die guten Kräfte in ihm zu mobilisieren. Aber er fluchte laut und jagte uns davon. Jetzt ist er tot.“

Ashley starrte zum Himmel hinauf. Von den vierundfünfzig waren also nur noch zwei übrig.

„Ihr werdet uns bald verlassen, Martin“, fuhr Rondol fort. „Wir werden euer Leben nicht länger gefährden, denn wir wollen nicht, daß ihr schlecht von uns denkt. Wir haben euch ausreichend studiert.“

Ihr uns? dachte Martin.

Er konnte noch immer nicht klar denken; eine merkwürdige Müdigkeit verhinderte es. Es gefiel ihm aber, alle Probleme zu vergessen und einfach dazuliegen und auf das Rauschen des Windes zu hören. Er schlief auch bald wieder ein, und die Welt um ihn versank.

Die Morgensonne weckte ihn. Er öffnete die Augen und schloß sie gleich wieder, denn die gleißenden Strahlen blendeten ihn. Dann hörte er Lärm und riß die Augen wieder auf. Ein Raumschiff dröhnte über die Häuser des Dorfes hinweg und stellte sich aufs Heck. Martin staunte über die beachtliche Größe und die Manövrierfähigkeit des Schiffes.

Es hing über den Bäumen wie ein träger Schwimmer im Wasser. Der riesige, silbrig schimmernde Zylinder kam immer tiefer herunter und wurde schließlich von den Baumwipfeln verdeckt. Die Düsen heulten noch einmal laut auf und verstummten dann. Die nachfolgende Stille wirkte unheimlich auf Ashley, der das alles nicht verstehen konnte. Das große Raumschiff war offenbar neben der Kapsel gelandet.

Rondol kam herbei und half Martin auf die Beine. Catan, der Häuptling der Nern, war Bob Chavez behilflich und winkte ein Mädchen heran, das die Gruppe durch den Wald führen sollte.

Martin Ashley gehorchte wie in Trance. Er drehte sich noch einmal um und blickte zum Dorf zurück. Es war ein Abschied, das spürte er genau. Rondol wollte etwas sagen, tat es dann aber doch nicht.

Martin ließ sich führen, ohne das Ziel zu kennen. Er kannte den Weg durch den Wald und war nicht überrascht, als er plötzlich die Grasebene sah. Das neben der Kapsel stehende Raumschiff war so riesig, daß die kleine Kapsel wie ein Spielzeug wirkte.

Auf die drei Nern schien das technische Monster keinen besonderen Eindruck zu machen.

„Es sind unsere Sternenbrüder“, erklärte Catan. „Ihr braucht euch nicht zu fürchten. Unsere Brüder wollen euch wieder in die Heimat bringen.“

Martin taumelte vorwärts. Alles ging so schnell, daß er seine Gedanken nicht ordnen konnte. Er hatte alle Hoffnung auf eine Rückkehr zur Erde begraben, doch nun sollte er zurückgebracht werden! Widerstreitende Gefühle mach-

ten sich bemerkbar. Was sollte er sagen? Er hatte das Gefühl oder mehr eine Ahnung, etwas Großartiges gesehen zu haben. Wahrscheinlich hatte er nur einen Zipfel der Wunderwelt in der Hand gehabt, aber auch dieser Zipfel war ihm entglitten. Er sollte zurück zu dem Planeten, von dem aus er zu dieser wundersamen Reise gestartet war. Er sagte nichts, weil er seine Gefühle nicht ausdrücken konnte.

Bob Chavez schwieg ebenfalls.

„Sie werden uns fehlen, Martin“, sagte Rondol.

Vor sich sah Ashley das Mädchen Lirad. Sie war nicht außergewöhnlich schön, doch eine starke Persönlichkeit mit viel Sinn für Humor. Ashley ärgerte sich, weil er sie vorher kaum beachtet hatte.

Instinktiv streckte er die Hand aus und berührte sanft ihre Schulter. Sie drehte sich um und sah ihn lächelnd an.

Keiner sagte ein Wort. Es war eine Qual für Ashley, denn er spürte, daß etwas Unfaßbares geschehen war. Zwischen ihm und den Nern bestand eine nicht greifbare Bindung, die er nur erahnte.

Das alles sollte nun vorbei sein.

Zwei uniformierte Männer kamen aus dem Schiff. Sie sahen sehr energisch und intelligent aus. Sie begrüßten die Nern und übernahmen die beiden Männer von der Erde. Mit großer Vorsicht geleiteten sie die Gäste in das Raumschiff, das wie ein gewaltiger Turm in den Himmel ragte.

Ashley sah die Sonne nicht mehr, nur noch glänzendes Metall, fremdartige Maschinen und die Gesichter fremder Männer. Der Wald, das Dorf, die Nern, all das gehörte schlagartig der Vergangenheit an.

„Willkommen an Bord, meine Herren“, begrüßte sie der Kommandant des Raumschiffes freundlich. „Fühlen Sie sich bitte wie zu Hause.“

Alles war überraschend, ja überwältigend. Der Start war kaum spürbar. Die *Juarez* stellte im Vergleich zu diesem Wunderwerk ein primitives Spielzeug dar.

Bob Chavez grinste verlegen. „Erzähle ihnen vom Rad“, sagte er scherzend.

Martin Ashley lächelte geistesabwesend. Die Gedanken wirbelten durch sein Gehirn. Er fühlte sich überrumpelt. Mit Sicherheit wußte er nur, daß er sich irgendwo im Welt-raum befand.

*

Einen Tag später landeten sie auf Carinae V.

Sie kletterten aus dem Schiff und erblickten einen unwahrscheinlich großen und modernen Startplatz. Alles wirkte wie die Vision eines Träumers.

„Und unsere Geräte haben nichts angezeigt“, murmelte Bob Chavez. „Mir scheint, wir haben uns sehr geirrt.“

„Nicht ganz. Unsere Instrumente zeigten beide Planeten als für uns bewohnbar an. Wir entschieden uns für Carinae IV, weil er sich uns am nächsten befand.“

Wieder überstürzten sich die Ereignisse. Sie wurden höflich in einen Hubschrauber geleitet und in die Stadt gebracht. Die Maschine landete auf dem Dach eines hohen Turmes. Sie wurden mit einem Fahrstuhl lautlos in die Tiefe getragen und im zwanzigsten Stockwerk in einen großen geschmackvoll eingerichteten Raum geführt. Durch ein

großes Fenster konnten sie auf einen Dachgarten sehen, auf dem Blumen in phantastischen Farben blühten.

Ein Mann sprang auf und kam um seinen großen Schreibtisch herum. Er war fast zwei Meter groß und eine sehr sportliche Erscheinung. Ashley und Chavez zeigten sich überrascht, als er ihnen die Rechte entgegenstreckte.

„Es freut mich, Sie hier begrüßen zu dürfen“, sagte er in fehlerlosem Englisch. Seine volle Stimme füllte den großen Raum. „Ich bin wirklich sehr glücklich darüber. Was darf ich Ihnen anbieten? Zigaretten, einen Drink?“ Er lachte freundlich und bot seinen Gästen Sessel an. „Setzen Sie sich bitte erst einmal.“

Ashley fiel fast in den bequemen Sessel. Er fühlte sich noch schwach und elend. Außerdem kam er sich wie ein dummes Kind vor, das ständig Wunder sieht, die es nicht begreifen kann. Die Persönlichkeit des Mannes wirkte fast bedrückend, und Ashley fühlte sich in seiner Gegenwart klein und minderwertig. Um seine Nervosität zu verbergen, zog er seine Pfeife aus der Tasche und stopfte sie umständlich.

„Mein Name ist Shek“, sagte der Mann und zündete sich eine Zigarette an. Damit war gleichzeitig ein Rätsel gelöst, denn die Zigarette glich der, die Ashley gefunden hatte. Der Fremde sprach weiter:

„Mein Name klingt wahrscheinlich etwas merkwürdig. Sie müssen aber bedenken, daß Ihre Namen für mich ebenso fremdartig klingen.“

Shek ging auf und ab. „Ich kann mir denken, was Ihnen durch den Kopf geht“, sagte er grinsend. „Ich werde deshalb alle Fragen klären. Sie“, er deutete auf Martin, „ken-

nen die Antworten, aber Sie können keine Ordnung in Ihre verworrenen Gedanken bringen.“

Martin zog heftig an seiner Pfeife.

„Sie wollen sicher wissen, warum Sie uns nicht entdeckten, als Sie nach bewohnbaren Planeten suchten.“

Ashley nickte. „Ich nehme an, Sie haben eine Abschirmung.“

„Natürlich! Wir ziehen es vor, unsere Bekanntschaften selber zu machen. Es ist nicht immer angenehm, wenn plötzlich Fremde auftauchen. Sie haben keine Ahnung, was sich in diesem Universum herumtreibt. Anwesende sind natürlich nicht damit gemeint. Ob Sie es glauben oder nicht, es kamen sogar einmal welche, die uns unterwerfen wollten.“

Shek lachte laut auf. Ashley fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, denn auch die Raumschiffe von der Erde hatten den Auftrag, fremde Planeten zu kolonisieren.

„Wir hörten euren Notruf und beobachteten erst die *Juarez* und dann die Kapsel. Alle weiteren Informationen erhielten wir von Rondol. Wir mußten vorsichtig sein, denn kein Mensch kann ahnen, was Fremde vorhaben. Ihr habt euch sehr vernünftig verhalten.“

„Wie hat Rondol Sie informiert?“ fragte Ashley.

Shek lachte dröhnend. „Er hat einen starken Sender in seiner Hütte. Jetzt wollen Sie sicher wissen, warum ich so gut Englisch spreche, nicht wahr?“

„Ich nehme an, Sie haben die Sprache von Rondol gelernt. Er lernte sie von mir, während er vorgab, mir seine Sprache beizubringen.“

Shek lachte vergnügt. „Sie sind ein kluger Mann, Mar-

tin. Übrigens ist Rondol der beste Arzt im ganzen System. Sie haben großes Glück gehabt.“

„Das wissen wir.“

„Das waren also die wichtigsten Fragen. Ich sagte bereits, daß Sie die Antworten längst kennen.“

Ashley blies gedankenvoll einen Rauchring in die Luft.

„Morgen geht ein Schiff in Richtung Centauri“, fuhr Shek fort. „Wir haben die Handelswege der Raumschiffe von der Erde immer gemieden, aber in diesem Falle wollen wir eine Ausnahme machen. Sie werden irgendwo abgesetzt werden, wo Sie nicht lange auf Hilfe zu warten brauchen.“

„Nach Hause!“ rief Bob Chavez aufgeregt. „Wir werden die Erde wiedersehen!“

Martin Ashley kaute auf dem Pfeifenstiel herum und sagte nichts.

*

Die Unterredung dauerte an, bis die hohen Türme lange Schatten in die Straßenschluchten warfen. Martin entspannte sich mehr und mehr, denn der große, fröhliche Mann war ein angenehmer Gesellschafter. Seine Freundlichkeit war echt, das spürte Ashley sofort.

Nachdem Ashley fühlte, wie er immer gelöster wurde, konnte er auch wieder klarer denken. Er war von Kindheit an neugierig gewesen, und auch jetzt konnte er das Fragen nicht unterlassen.

Bob Chavez hörte staunend zu und schüttelte immer wieder den Kopf. „Es ist nicht zu fassen“, murmelte er. „Vor wenigen Stunden waren wir noch von allem abgeschnitten,

und jetzt befinden wir uns in einer Märchenstadt. Außerdem haben wir die Gewißheit, die Erde wiederzusehen.“

Martin wechselte das Thema, denn auf diese Weise konnte er nichts Neues erfahren. „Wie lange besteht eigentlich schon der Kontakt mit den Nern?“ fragte er.

Shek lächelte. „Sehr lange. Wir haben nicht nur Kontakt mit den Nern, sondern auch mit den anderen Bewohnern von Carinae IV. Diese Verbindungen bestehen seit viertausend Jahren. Wir sind zusammen aufgewachsen.“

Ashley dachte fieberhaft nach. Dann formulierte er die Frage, die ihn schon lange quälte. Er formulierte sie geschickt und war sicher, daß Shek die Bedeutung seiner Worte erfassen würde. „Sie haben sich sehr weise und zurückhaltend benommen und nie in die Geschicke anderer Kulturen eingegriffen“, sagte er. „Das fällt besonders durch den Unterschied zwischen den Verhältnissen auf Carinae IV und V auf. Die Versuchung muß doch sehr groß gewesen sein.“

Der andere Planet hat eine beachtliche Population und ist dadurch ein aufnahmefähiger Markt.“

Shek lachte laut. Sein Lachen dröhnte durch den großen Raum. Er zündete sich eine neue Zigarette an. „Sie wissen doch genau, was los ist, Ashley. Tatsache ist, daß wir den Bewohnern von Carinae IV dankbar sein müssen, weil sie uns auf unsere Weise leben lassen. Ein Versuch, uns in die Verhältnisse der Nern zu mischen, würde uns bestimmt nicht gut bekommen. Ich möchte sagen, es wäre unser Ende.“ Shek lief mehrmals auf und ab und blieb plötzlich stehen. „Wir wollen den Nern nichts beibringen, sondern von ihnen lernen.“

Martin lehnte sich zurück. Also doch! Sein Gefühl war demnach von Anfang an richtig gewesen.

*

Am nächsten Abend, fünfzehn Stunden vor dem Start des Raumschiffes, ließ Martin Bob Chavez auf dem Startplatz zurück. Er hatte sich praktisch selber zu einem Besuch in Sheks Landhaus eingeladen. Shek war gleich darauf eingegangen, denn zwischen den beiden Männern bestand vom ersten Augenblick an eine starke Sympathie.

Es war ein wunderbares Haus in einer herrlichen Landschaft. Sheks Frau schien äußerlich genau das Gegenteil von ihm zu sein, denn sie verhielt sich kühl und würdevoll. Die beiden Kinder des Ehepaares, zwei reizende kleine Mädchen, rannten durch das ganze Haus, bis sie von der Mutter zur Ordnung gerufen wurden.

Leider konnte nur Shek Englisch sprechen, so daß Martin auf Zeichen und Blicke angewiesen war, wenn er den Kindern etwas sagen wollte. Shek mixte ihm einen Drink und reichte ihm ein hohes Glas. Ashley spürte eine merkwürdige Übereinstimmung der Gefühle und Ansichten. Er war ein Fremder und doch ein Freund der Familie. Das Haus gefiel ihm. Er wollte gern wieder zurückkehren, hatte aber das Gefühl, nicht in diese Welt zu passen.

Shek bemerkte seine Nachdenklichkeit, stellte aber keine Fragen, bis Martin von selber anfing. „Ich bin gekommen, weil ich noch eine bestimmte Information brauche“, sagte er ernst. „Ich habe nicht mehr viel Zeit. Sie müssen mir deshalb helfen, die Teile des Puzzlespiels zusammenzusetzen.“

„Ich kann es versuchen.“

Martin trank erst sein Glas leer. Dann fuhr er fort: „Seit ich die *Juarez* verlassen habe, komme ich mir wie ein Narr vor. Sofort nach der Landung wurde mir die Besonderheit der Leute von Carinae IV klar. Fragen tauchten auf, aber die Antworten kann ich nicht finden. Die Nern sind nicht so primitiv wie sie auf den unbefangenen Beobachter wirken. Ich spürte es von Anfang an und stellte mich darauf ein. Jetzt habe ich die Bestätigung dieser Annahme. Sie sagten mir, die Nern seien selbst dieser hochentwickelten Zivilisation hier voraus.“

Shek sah auf. „Drücken wir es anders aus. Die Komplexität dieser Fragen ist leider nicht allen verständlich zu machen. Es ist nicht leicht zu entscheiden, wer eigentlich weiter fortgeschritten ist. Solche Urteile werden zu subjektiv gefällt.“

„Das glaube ich auch. Darauf kommt es mir aber heute nicht an. Ich weiß, was die Nern nicht sind, aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was sie sind.“ Er sah seinen Gastgeber fragend an. „Ich muß es aber wissen, Shek.“

Shek schien zu überlegen. „Ich kann auch nicht alles erklären, denn auch mein Wissen ist begrenzt“, gestand er freimütig. „Ich kann aber einen allgemeinen Abriß geben.“

„Das ist wahrscheinlich mehr, als ich verdauen kann“, murmelte Ashley und sah erwartungsvoll auf. Er war aufgeregt wie nie zuvor in seinem Leben.

*

Sheks Erklärungen dauerten lange. Ashley sah nichts von der Dämmerung, denn sein Blick hing am Mund seines

Gastgebers. Nach Sheks Erklärungen war der Mensch überall ein merkwürdiges, mißverstandenes Wesen. Nicht das bessere Gehirn machte den Unterschied zu anderen Wesen aus, sondern seine Fähigkeit, Symbole und somit Kulturen zu schaffen. Diese Fähigkeiten wurden überall von Generation zu Generation größer, denn jede Generation übernahm eine funktionierende Ordnung und konnte darauf aufbauen. Das hatte aber auch den Nachteil gedankenloser Übernahme früherer Erkenntnisse. Kein Mensch dachte mehr nach, wenn er Nahrung kochte, sich der Elektrizität bediente und auf den Sportplatz ging. All diese Dinge wurden als gegeben betrachtet.

Die Kultur bedarf aber der Träger, und diese Träger müssen sich alles mühsam erarbeiten. Der Mensch muß viele Jahre seines Lebens in Schulen zubringen, um all das zu lernen, was eine hochentwickelte Kultur hervorgebracht hat.

Hochentwickelte Kulturen sahen sich bald vor eine schwierige Frage gestellt: Was geschieht, wenn alles so kompliziert geworden ist, daß der Einzelmensch nur einen Bruchteil übersehen kann?

Auch die Technik wuchs lawinenartig an. Die Höhlenbewohner hatten es einfach, ihre Nachkommen nicht mehr. Die Bibliotheken wuchsen an, füllten sich mit der ungeheuren Vielfalt des Wissens. Kein Mensch konnte all dieses Wissen in sich aufnehmen. Wie sollte dieses Problem gelöst werden?

Die Bewohner der Erde und des Planeten Carinae V gingen unbewußt den einzig erkennbaren Weg: sie spezialisierten sich. Die Ergebnisse dieser Spezialisierung auf ein engbegrenztes Gebiet waren mitunter erschreckend,

Wissenschaftler konnten die Folgen ihrer Arbeit nicht mehr übersehen; Soldaten kämpften für Ideen, die sie nicht begriffen; alles bewegte sich in engen Bahnen. Die Entwicklung ging weiter, aber die Spezialisten wurden immer einseitiger. Nachfolgende Generationen waren bald nicht mehr in der Lage, nur die Spezialgebiete zu beherrschen.

Die Nern hatten einen Weg aus diesem Dilemma gefunden und alles auf ein erträgliches Mindestmaß beschränkt. Das war natürlich sehr schwierig gewesen, denn um eine Kultur zu konzentrieren, muß man sich ihrer voll bewußt sein. Es kam nicht mehr auf Instinkte an, sondern auf ein klares Erfassen der Dinge. Die Umstellung war ein schmerzhafter Prozeß, denn der Mensch verzichtet nicht gern, selbst wenn er dadurch andere Werte gewinnt. Shek sagte: „Es ist noch immer nicht leicht, die jungen Menschen von der Wichtigkeit der einfachen Lebensweise zu überzeugen, deshalb werden sie lange unterrichtet. Die Krönung der Ausbildung ist dann die Einführung in die Welt der Erwachsenen. Es ist ein feierlicher Ritus, den die Nern sehr ernst nehmen.“

Die Nern mußten entscheiden, was wichtig und was überflüssig ist. Das Leben kann nur schön sein, wenn es die Erfüllung bringt. Die Nern suchten ein Utopia und fanden es. Unsere Brüder auf Carinae IV haben das wahre Leben gefunden. Sie haben sich gegen die Maschinenkultur entschieden, weil der Preis dafür zu hoch ist. Sie wollen wieder vollgültige Menschen sein, nicht funktionierende Maschinen. Die Umkehr fand zu einer Zeit statt, in der die Nern keine Not kannten. Sie hatten einen Höhepunkt der

Entwicklung erreicht. Sie spürten aber, daß diese Art Entwicklung nie zu einem Ziel führt und kehrten um. Nur der Mensch ist wichtig, die Philosophie, das Leben. Die Nern lebten nun wieder von der Jagd und dem Ertrag ihrer geringen Landwirtschaft. Sie beschränkten sich ganz bewußt auf dieses einfache Leben und wurden dadurch zu wirklichen Menschen. Sie hatten die Maschinen als nützlich aber überflüssig erkannt.

Die Nern hätten Roboter bauen und sich soviele Arbeiten abnehmen lassen können. Sie taten es nicht, weil der Mensch von seiner Hände Arbeit leben muß. Die Ausschaltung aller durch die Zivilisation bedingten Bedürfnisse schränkt diese Arbeit jedoch auf ein geringes Maß ein. Das Leben wurde nicht primitiv, sondern paradiesisch. Kein Mensch brauchte mehr zu hetzen und zu streben, denn alles blieb gleich. Das System blieb aber nicht starr, denn Menschen können Starrheit nicht ertragen. Da aber das Ziel klar war, konnten sich alle bemühen, den richtigen Weg zu gehen. Die Nern hatten nun die Sonne, die Bäume und die Sterne für sich. Es gab keine unvernünftigen Ablenkungen mehr, nur das Leben.

Viel mehr kann ich nicht sagen“, schloß Shek seinen Bericht. „Ich weiß nur, daß sie uns weit überlegen sind, weil sie das wahre Glück gefunden haben. All die Hilfsmittel, die uns das Leben erleichtern, sind in Wahrheit nur überflüssiger Ballast. Es gehört aber eine gewisse Größe dazu, sich zum Verzicht zu entscheiden.“

Shek legte seine Zigarette in den Aschenbecher. „Sie können die Nacht hier bei uns verbringen, Martin“, sagte er freundlich. „Morgen früh bringe ich Sie zum Startplatz.“

*

Martin schlief in einem Zimmer in der ersten Etage. Durch das offene Fenster wehte die milde Nachtluft ins Zimmer. Er konnte lange nicht einschlafen und sah zu den Sternen auf, die von den Nern als Sternenbrüder bezeichnet wurden. Sie hatten diese Bezeichnung gewählt, weil es fast überall Leben gab. Die Lagerfeuer am Himmel waren die Sonnen der Planeten, auf denen andere Völker lebten, schon vergangen waren oder gerade erst aus dem Dämmer-schlaf der ersten Anfänge erwachten.

Martin Ashley schlief erst ein, als sich der Horizont bereits rötete.

*

Das schlanke Raumschiff reckte sich stolz in die Höhe. Bald würde es zum Flug zu dem hundert Lichtjahre entfernten System starten.

Martin Ashley hatte zwei Entscheidungen zu treffen, beide waren schwierig. Er stand mit Bob Chavez im Lift. Die Erde war jetzt nicht mehr so weit entfernt. Eigentlich hätte er zufrieden sein müssen.

Statt dessen streckte er die Hand aus und verabschiedete sich von Bob.

Bob ergriff die Hand und drückte sie fest. Er versuchte erst gar nicht, Martin über den Grund seines plötzlichen Entschlusses zu befragen. Er hatte sich in wenigen Wochen stark verändert, er war ein Mann geworden.

Martin bedauerte, daß er sich von Bob trennen mußte, doch sein Entschluß stand fest.

„Viel Glück, Mart“, sagte der junge Mann. „Ich war nicht immer ein guter Gefährte.“

„Unsinn, Bob. Vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder.“

„Hoffentlich. Ich werde denen auf der Erde alles sagen, Mart.“

In einer Ecke des Fahrstuhls flammte eine Warnlampe auf. Martin Ashley riß die Tür auf und stieg wieder aus. Die Tür schloß sich, und Bob Chavez fuhr nach oben.

Martin sah lächelnd nach oben, wo sich die schlanke Spitze des Raumschiffes schon jetzt in die Luft zu bohren schien. Nur einer kehrt zurück, dachte er, einer von vierundfünfzig. Alberto Chavez würde stolz sein, wenn er seinen Sohn sehen könnte.

Nach einer Weile drehte er sich um und ging entschlossen davon.

Er fühlte sich einsamer denn je zuvor, aber er hatte eine starke Hoffnung.

*

Eine Woche später war er wieder im All. Das große Raumschiff wurde geschickt an die um den Planeten Carinae IV kreisende *Juarez* manövriert. Shek und Martin zogen leichte und bewegliche Raumanzüge an, mit denen sie ungefährdet zur *Juarez* schwebten.

Ashley führte Shek durch das Totenschiff. Es war ein schreckliches Erlebnis für ihn, denn alle Gegenstände erin-

nerten ihn an die toten Kameraden. Die Funkanlage schickte noch immer den Hilferuf ins Universum. Ashley schaltete das Gerät ab, denn er benötigte keine Hilfe mehr. Ernie war nicht mehr am Leben, und Bob befand sich auf der Heimreise.

Die Stille wirkte deprimierend. Ashley strebte schnell der Luftschleuse zu. Shek verstand ihn und sagte nichts. Das Schiff interessierte ihn nicht besonders. Ashley schaltete alle Lichter aus und schwebte mit Shek zum anderen Raumschiff zurück.

Wenig später machte der Kommandant auf die bevorstehende Landung aufmerksam.

Shek stand neben Martin und blickte hinunter. „Ich beneide Sie, Martin. Trotzdem kann ich mich nicht dazu entschließen. Aber ich werde ab und zu einen Abstecher zu euch machen.“

„Ich werde warten.“

Das gewaltige Schiff landete neben der kleinen Kapsel, die noch immer wie ein fremdartiges Monument in der Graslandschaft stand. Martin stieg allein aus und entfernte sich schnell. Das Raumschiff startete wieder und stieg in den dunklen Himmel empor.

*

Martin Ashley zitterte am ganzen Leibe. Er hatte einen Entschluß gefaßt, den er nicht mehr rückgängig machen konnte. Sein Leben lang hatte er den Frieden gesucht,– den äußeren Frieden wie den der Seele. Carol hatte ihn eine Ahnung des wirklichen Glücks empfinden lassen, aber sie

war für immer verloren. Er machte sich keine Illusionen über die Zukunft. Er mußte sich umstellen, mußte die Geheimnisse des wirklichen Lebens ergründen.

Er fühlte, daß sie irgendwo standen und ihn beobachteten.

Dann sah er sie. Sie kamen langsam heran und begrüßten ihn lächelnd. Er erkannte Rondol, Catan und Lirad. Das Mädchen ergriff seine Hand.

„Willkommen, mein Sohn“, sagte Catan. „Wir haben dich erwartet.“

Ashley nickte. „Ich glaube, ich weiß jetzt alles. Ihr habt Bob zur Erde zurückgeschickt und ihm einen Auftrag mitgegeben.“

Rondol nickte. „Es war notwendig. Ihr seid sehr aggressiv. Eines Tages werden eure Schiffe in diese Gegend kommen und uns finden. Wir haben den Samen der Erkenntnis in Bobs Hirn gepflanzt. Er wird unsere Ideen verbreiten. Die Bewohner der Erde werden, wenn sie uns schließlich erreichen, nicht mehr so feindselig sein. Wann das sein wird, kann keiner sagen. Deine Söhne werden sie vielleicht willkommen heißen. Bob wollte ohnehin nach Hause. Wir haben ihm also nur einen Gefallen getan.“

„Ich habe ihn allein zurückkehren lassen. Warum? Ich muß es wissen.“

„Du hast aus freiem Entschluß gehandelt, Martin. Du warst von Anfang an einer von uns. Wir werden dich aufnehmen und dir den Übergang erleichtern.“

Ashley nickte. „Gehen wir.“

*

Kurz vor dem Waldrand hörte er die Trommeln. Er hatte sie schon einmal gehört. Dann hörte er den Gesang der Nern und sah die flackernden Feuer. Zusammen mit Ernie und Bob hatte er versteckt in den Büschen gelegen und den Ritus der Einführung beobachtet. Damals waren die Kinder in die Welt der Erwachsenen übernommen worden.

Diesmal galt das Trommeln und Singen ihm.

Er ergriff Lirads Hand noch fester. Bald würde er alles wissen, Einsichten haben, wie sie kein Mensch auf der Erde hatte. Er empfand eine tiefe Demut und zugleich eine ungeahnte Hoffnung. Er würde ein Mensch werden und bewußt leben. Für ihn würde es keinen Ehrgeiz mehr geben, keinen Zwang, nur noch das stille und befriedigende Glück.

Langsam trat er ins Licht der Feuer. Die Sterne über dem Dorf ließen ihn die Größe des Universums ahnen. Er hatte seine Welt gefunden, die Welt, in der er glücklich sein würde. Er war unter wirklichen Menschen, die wissend zur Einfachheit zurückgekehrt waren.

Die Mißtrauischen

(SCIENTIFIC METHOD)

Der erste Schritt der wissenschaftlichen Methode ist die Feststellung der Gegebenheiten und die Formulierung des Problems.

*

Reda Dani hielt sich durchaus nicht für einen Fremden. Er zweifelte keinen Augenblick daran, ein Mensch zu sein, denn alle seine Mitbürger auf Kapella IV bezeichneten sich als Menschen.

Die einzigen Fremden waren die von der Erde.

Reda Dani war aber kein Narr. Er wußte, daß jede geschlossene Gruppe fremde Eindringlinge als Fremde bezeichnete. Der Begriff „Fremder“ war zumindest zweifelhaft und nach Belieben anwendbar.

Diese Erkenntnis machte das Problem nicht leichter.

Gedankenversunken kümmerte er sich wieder um seine Pfeife. Sie war ausgegangen. Er schüttete den Inhalt in eine kleine Brennkammer auf dem Schreibtisch und stopfte die Pfeife neu. Nachdem er die ersten Züge inhaliert hatte, fühlte er sich etwas entspannter.

Dani stand auf und trat vor den großen Bildschirm. Das irdische Sonnensystem war schon sehr nahe – viel zu nahe.

Er wurde wieder nervös; Schweißtropfen traten auf seine Stirn, die Hände fühlten sich feucht an.

„Ich wünschte, der verdammte Planet löste sich auf“, sagte er grollend.

„Immer mit der Ruhe!“ mahnte Hago Vere, der Semantiker. „Wenn du die Nerven verlierst, können wir gleich umkehren.“

„Spar dir deine guten Ratschläge für einen anderen auf“, antwortete Dani und zog noch heftiger an seiner Pfeife.

„Bürgerkrieg ist immer ein guter Anfang“, sagte Hago Vere grinsend. „Du bist der Koordinator. Du solltest einmal deine eigene Propaganda lesen.“

Reda Dani machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich habe es schon wieder überwunden. Ab und zu muß man Dampf ablassen, wenn man nicht platzen will. Die Entscheidung rückt immer näher.“

„Das weiß ich so gut wie du, Reda.“

Beide Männer schwiegen wieder. Das große Raumschiff jagte mit ungeheurer Geschwindigkeit auf das Ziel zu. Reda Dani rauchte ununterbrochen und wischte sich den kalten Schweiß von den Handflächen.

Er hatte ein schwieriges Problem zu lösen.

Schwierig, weil es sich vorher nie präsentiert hatte. Aus diesem Grunde gab es keinen Präzedenzfall, nichts, auf das er sich stützen konnte.

Aber das Problem mußte gelöst werden.

Er fing noch einmal von vorn an und überdachte jede Einzelheit.

*

Kapella IV war seine Lebenssphäre. Der Planet ähnelte der Erde, ja, die Verhältnisse waren fast identisch. Das war ein ungewöhnlicher Zufall, denn Kapella IV gehörte zum

Doppelgestirn Aurigae-Kapella. Obwohl Kapella und Sol zum gleichen Sonnentyp zählten, war Kapella sechzehnmal größer als die Sonne des irdischen Systems.

Der Zufall fast gleicher Umweltbedingungen hatte natürlich Konsequenzen. Auf beiden Planeten hatte sich das Leben auf der gleichen Linie entwickelt. Es gab Unterschiede, aber im großen und ganzen stimmte alles ziemlich überein. Auch auf Kapella IV gab es Wassertiere, Amphibien und Säugetiere, deren höchste Form der Homo sapiens darstellte. Die Menschen gingen aufrecht, besaßen ein gut funktionierendes Gehirn und geschickte Hände.

Die Bewohner von Kapella IV hatten Weltraumschiffe gebaut, um die Nachbarschaft zu erforschen. Dabei machten sie die überraschende Feststellung, daß das Leben nicht auf einen einzigen Planeten beschränkt war.

Die Lebensformen waren aber überall verschieden und deshalb kaum als Nachbarn anzusprechen. Es gab keine gemeinsame Basis und deshalb kein friedliches Zusammenleben.

Die anderen Lebensformen waren nicht freundlich, sondern ganz einfach anders. Die Bewohner von Kapella IV fühlten sich isoliert und einmalig, denn überall gab es nur fremde Lebensformen.

Dann wurde die Erde entdeckt und die auf diesem Planeten vorherrschende Lebensform. Auf Grund der gleichen Entwicklung standen beide Gruppen annähernd auf der gleichen Stufe.

Die Erdbewohner kannten die Kobaltbombe, Fernraketen und die Raumfahrt.

Die Menschen auf Kapella IV hatten Kraftfelder und besonders schnelle Raumschiffe, die den Verkehr über weite Entfernungen ermöglichten.

Es bestand also ein Gleichgewicht der Kräfte.

Beide Gruppen beobachteten sich fünfundzwanzig Jahre lang, diskutierten und vermieden den direkten Kontakt. Telefotos wurden ausgetauscht, dann Informationen. Gleichzeitig demonstrierten beide Seiten ihre militärische Macht. Fünfundzwanzig Jahre lang wurden Vermutungen aufgestellt, wurde herumgerätselt, aber kein entscheidender Schritt unternommen.

Jede Seite hatte Grund, die andere zu fürchten. Die Bewohner von Kapella IV hatten keine Atombomben, die Erdbewohner keine allzu schnellen Raumschiffe. Die Erde konnte von Schiffen angegriffen werden, denen nichts entgegenzusetzen war. Die Angreifer konnten plötzlich auftauchen und ebenso schnell wieder verschwinden.

Beide Seiten fürchteten sich voreinander und sahen sich nicht imstande, die andere Partei richtig einzuschätzen.

Nun sollte ein erster Versuch gemacht werden.

*

Reda Dani starrte gedankenverloren auf die Pfeife, die wieder einmal ausgegangen war. Wieder kippte er den Tabak in die kleine Brennkammer und legte die Pfeife auf den Schreibtisch. Der Bildschirm mit dem immer größer werdenden irdischen Sonnensystem zog seinen Blick magisch an. Er konnte die Erde gut erkennen, einen winzigen Punkt inmitten der ungeheuren Leere.

Er schloß die Augen, weil er diesen Anblick nicht lange ertragen konnte.

Wen würde die Erde schicken?

Zweiundvierzig Lichtjahre trennten die beiden Welten voneinander. Sie hatten sich endlich entschlossen, direkte Verhandlungen aufzunehmen. Beide Gruppen wollten einen unbewaffneten Repräsentanten entsenden.

Das Gespräch mußte zwangsläufig im irdischen Sonnensystem stattfinden, denn die Erdbewohner konnten ihren Vertreter nicht auf die weite Reise schicken. Das Treffen sollte in einem kleinen Raum auf dem Mars stattfinden. Jede Partei hatte eine Hälfte des Raumes gebaut und aufgestellt. Diese Vorbereitungen hatten zehn Jahre beansprucht.

Die Tatsache, daß sich zwei Männer in einer kleinen luftdicht abgeschlossenen Kammer treffen sollten, um über das Geschick ganzer Völker zu entscheiden, war phantastisch.

Wenn einer dieser beiden Männer einen Fehler machte ...

Kleinigkeiten konnten entscheidend sein. Der Name John Smith war auf der Erde keineswegs ungewöhnlich, aber in den Ohren eines Mannes von Kapella IV klang er absurd. Auf Kapella bekamen erst die Erwachsenen Namen, die gleichzeitig ihren Stand bezeichneten. Aber die Namen Reda Dani und Hago Vere mußten auch die Lachmuskeln der Erdbewohner reizen.

Selbst bei gutem Willen auf beiden Seiten konnten Kleinigkeiten alles gefährden.

Reda Dani blickte wieder auf den Bildschirm mit den vielen Sternen und dem tiefschwarzen Hintergrund. Beide Seiten hatten dieses Problem zu lösen. Auch auf der ande-

ren Seite gab es jetzt einen Mann, der beobachtend vor einem Bildschirm saß und sich alles noch einmal durch den Kopf gehen ließ.

Was war das für ein Mann?

Nur die Zukunft konnte diese Frage beantworten.

*

Nach der exakten Formulierung des Problems muß eine Hypothese aufgestellt werden. Der dritte Schritt ist dann das Experiment, das die Richtigkeit der Hypothese beweisen soll.

*

Svend Graves schritt langsam durch den sandigen Canon und lauschte auf das Geräusch in seiner Atemmaske. Er atmete gleichmäßig und langsam. Er lächelte zufrieden, denn er hatte sich vorher Sorgen gemacht. Jetzt empfand er jedoch keine Furcht.

Er war bereit.

Der Wind fegte den trockenen Sand durch enge Schluchten und ausgetrocknete Rillen. Der Himmel war grau und dunstig, die Atmosphäre kalt und unfreundlich. Die Kälte drang sogar durch den Schutzanzug, so daß der einsame Wanderer ab und zu zusammenfuhr.

Svend Graves war auf dem Mars, auf einem Planeten ohne eigenes Leben, auf einer sterilen, trockenen Kugel, die die Vorstellung der Menschen auf der Erde zu phantastischen Visionen verführte.

Svend Graves dachte in diesem Augenblick stolz an die Menschen auf dem viele Millionen Kilometer entfernten Globus.

Mars, das war für die Bewohner der Erde der Gott des Krieges und des Unheils. Vielleicht war es ungeschickt, den Boten aus der fernen Welt ausgerechnet auf dem Mars zu empfangen. Svend stellte sich seinen Gesprächspartner vor. Wie sah er aus, wie dachte und fühlte er? Der Mars war seit langem in der Reichweite der Menschen, doch er interessierte sie nicht sehr. Erst jetzt war er wieder Mittelpunkt des Interesses, denn er sollte nun als neutraler Treffpunkt der beiden Repräsentanten zweier Welten dienen.

Weit vor sich sah Svend eine kleine Kuppel aus der Ebene ragen. Das war der Treffpunkt, gerade groß genug für zwei Männer.

Er sah eine Gestalt aus entgegengesetzter Richtung kommen. Auch der andere Mann mußte sich durch den Sandsturm kämpfen.

*

Wenig später standen sie sich in dem kleinen Kuppelbau gegenüber und starrten sich an.

Sie hätten sich berühren können, doch sie taten es nicht.

Der Raum war klein und nur für die Erfordernisse des Augenblicks eingerichtet. Die glatten Wände sahen trostlos aus, der Boden war hart, die Decke grau. Eine einzelne Lampe hing von der Decke und verbreitete gleißendes Licht. Die Atmosphäre war nicht gerade gemütlich. In einer Ecke brummte eine Maschine. Die Luft mußte ständig

erneuert und auf eine erträgliche Temperatur angeheizt werden. Diese Maschine war das einzige Gerät im Umkreis von zehn Kilometern.

Svend Graves lächelte. Er tat es von sich aus, aber es war ihm außerdem aufgetragen worden. Seine Aufgabe war nicht einfach, denn er sollte einen guten Eindruck auf den anderen machen, die Geheimnisse der Erde wahren und möglichst viel aus dem anderen herausbringen.

Svend betrachtete den Mann sehr eingehend. Er tat sich keinen Zwang an, denn das Interesse des anderen war nicht geringer. Er konnte aber nicht viel sehen, nur einen Druckanzug, der seinem eigenen sehr ähnlich sah. Hinter der Helmscheibe sah er ein freundlich lächelndes Gesicht.

Beide Männer wurden verlegen und grinsten. Svend setzte schließlich seine Atemmaske ab und prüfte die Luft. Sie war gut und frisch. Er atmete auf. Bis zu diesem Augenblick hatte der andere noch keinen Trick versucht. Er lächelte, dachte aber nicht daran, den Helm abzunehmen.

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?“ fragte Svend höflich und hatte dabei den Eindruck, daß seine Stimme überlaut klang.

„Absolut nicht.“

Die Stimme des anderen klang klar und laut aus dem Helm.

Graves zündete sich die Zigarette an und blies Rauchringe in die Luft. Vorsichtshalber hielt er einen Sicherheitsabstand und blieb sehr wachsam.

„Ich heiße Svend Graves“, stellte er sich vor.

„Mein Name ist Hada Nire.“

Keiner der beiden lachte, obwohl beide den Namen des

anderen komisch fanden. Svend überlegte fieberhaft. Er hatte sich gründlich auf diese Aufgabe vorbereitet und legte sich jetzt einen passenden Plan zurecht. Der Gesprächspartner ging offenbar auf Fragen ein. Svend fühlte sich durchaus in der Lage, das Gespräch nach seinen Wünschen zu lenken.

Er setzte sich aber erst auf einen Stuhl. Der andere Mann folgte seinem Beispiel, machte aber noch immer keine Anstalten, den Schutzanzug zu öffnen und den Helm abzunehmen.

„Nun, Mr. Nire?“

Svend Graves hielt es für selbstverständlich, daß der andere seine Sprache beherrschte.

„Die Umstände unseres ersten Zusammentreffens sind leider etwas hemmend“, sagte Nire und hob wie zur Entschuldigung beide Arme.

Vorsicht! sagte sich Graves. Ich muß auf der Hut sein. Sie werden nicht gerade den Dümmersten geschickt haben.

„Auch ich bedaure die äußeren Umstände“, entgegnete er lächelnd. „Das wird sich hoffentlich bald ändern.“

„Das hoffe ich auch.“

Das Gespräch wirkte schleppend. Beide Männer verhielten sich vorsichtig und gingen nicht über das rhetorische Geplänkel hinaus. Beide wirkten verlegen und lächelten etwas zu krampfhaft.

Es kam immer wieder zu langen Pausen, in denen sie sich argwöhnisch betrachteten. Die Situation war auch etwas merkwürdig. Sie saßen sich in einem fast leeren Raum gegenüber und hatten nur einen kahlen Tisch zwischen sich. Der Zeitpunkt ihrer Rückkehr war vorher fest-

gesetzt worden. Beide sahen die Zeiger über die Zifferblätter der Uhren rasen, fanden aber nicht die richtigen Worte.

Sie wechselten noch einige nichtssagende Floskeln und standen schließlich auf. Sie spürten die Spannung und konnten nichts dagegen tun. Es war nicht gerade Furcht, aber doch unüberwindlich scheinendes Mißtrauen.

Svend gab sich einen Ruck und sagte: „Ich glaube, wir spüren genau das gleiche. Ich hoffe, dieses Treffen war nur der Anfang und nicht schon das Ende.“

„Das hoffe ich auch.“ Hada Nire suchte nach Worten. „Wir müssen uns um gegenseitiges Verständnis bemühen.“

An der Tür blieben sie noch einmal stehen, denn Svend mußte seine Atemmaske aufsetzen. Sie reichten sich vorsichtig die Hände, und verabschiedeten sich nach Sitte der Erdbewohner. Dann trennten sie sich und gingen in verschiedenen Richtungen davon.

Svend drehte sich mehrmals um und beobachtete den anderen. Er dachte noch einmal über alles nach, denn jede Kleinigkeit konnte sich als sehr wichtig erweisen.

Dann verschwand auch er in einer tiefen Rinne und eilte zum Treffpunkt zurück.

*

Vor dem Experiment kommt die Hypothese. Kehren wir noch einmal zu diesem Stadium der Entwicklung zurück.

*

Reda Dani machte sich Sorgen. Er zog an seiner Pfeife und ärgerte sich, weil sie wieder ausgegangen war. Er fand es absurd, daß eine Zivilisation hyperschnelle Raumschiffe, aber keine anständigen Pfeifen hervorbringen konnte. Er dachte einige Zeit über dieses Problem nach und warf schließlich die ganze Pfeife in die kleine Brennkammer, in der jeder Abfall sofort vernichtet wurde. Da er aber an das Rauchen gewöhnt war, bereute er diesen Entschluß und holte sich eine neue Pfeife.

Seine Hände waren kalt und feucht. Ein Blick auf die Uhr mahnte ihn an den schnellen Lauf der Zeit. Nur noch vier Stunden.

Reda Dani stand auf und ging durch das große Raumschiff. Eine Frage bohrte in seinem Gehirn.

Hatte er die richtige Entscheidung getroffen?

Die Anforderung, einen geeigneten Mann als Repräsentanten eines ganzen Volkes auszuwählen, ging über seine Kräfte. Dani hatte sich lange mit dieser Frage beschäftigt und alle Einwände immer wieder genau überdacht.

Die Antwort auf die Frage war nicht leicht zu finden.

Er hörte das klickende Geräusch seiner Absätze. Es gab kein Zurück mehr, das wußte er genau. Die Sache war zu weit fortgeschritten, um sie jetzt noch rückgängig machen zu können.

Es war kein Problem, einen besonders guten Mathematiker, Soziologen oder Künstler zu finden. Es gab genug hervorragende Spezialisten auf allen Gebieten. Es war auch nicht allzu schwer, einen auf allen drei Gebieten bewanderten Mann zu finden. Vielleicht gab es auch Menschen mit vielseitigen Talenten und einer wirklich universellen Ausbildung.

Aber selbst das reichte nicht aus.

Natürlich bestand die Möglichkeit, einfach einen geschickten Diplomaten mit dieser schwierigen Aufgabe zu betrauen, nur das Risiko war zu groß. In diesem besonderen Fall durfte nichts dem Zufall überlassen werden, denn der kleinste Fehler konnte verheerende Folgen haben.

Reda Dani brauchte absolute Sicherheit.

Die Anforderungen waren klar formuliert, aber wer konnte ihnen genügen? Er brauchte einen intelligenten, ungeheuer schnell denkenden Mann, der jeden Trick schon in der Vorbereitung erkennen sollte. Die Menschen von der Erde konnten dieses Zusammentreffen sehr gut mit unlauteren Absichten verbinden. Man mußte sich absichern, stets die Initiative behalten.

Die an den Repräsentanten gestellten Anforderungen waren leicht aufzuzählen. Der Mann mußte einen guten Eindruck machen, intelligent und schnell sein. Dieser Mann mußte gut beobachten und nach dem Treffen einen wirklich zuverlässigen Bericht schreiben können. Die Entscheidung durfte natürlich nicht diesem Mann überlassen sein; kein Einzelmensch durfte diese ungeheure Verantwortung tragen. Dieser Mann mußte aber auch in der Lage sein, jedem Druck zu widerstehen. Er durfte kein Geheimnis verraten, ganz gleich, welcher Druck auf ihn ausgeübt wurde.

Einen solchen Menschen gab es nicht.

Einmal zu dieser Einsicht gelangt, gab es nur eine Möglichkeit.

*

Reda Dani passierte die Sicherheitskontrolle und betrat die Steuerzentrale. Die neue Pfeife brannte noch. Er wertete das als ein gutes Omen. Dani begrüßte die anderen mit einem Kopfnicken. Alles war vorbereitet.

Ein riesiger kugelförmiger Bildschirm füllte fast die Hälfte der Zentrale aus. Die Reflexionsschicht schimmerte grün. Rings um diesen gläsernen Globus waren fünfzig Stühle angeordnet, jeder mit Kontrollgeräten auf den Armlehnen. Die auf diesen Stühlen sitzenden Männer waren in eine blaue Rauchwolke gehüllt, die Gespräche vereinigte sich zu einem dumpfen Gemurmel. All diese Männer waren Experten: Semantiker, Philosophen, Chemiker, Anthropologen, Psychologen, Militärs, Ärzte, Diplomaten, Manager.

Über der grünlich schimmernden Kugel war ein weiterer Stuhl angebracht. Der dort oben sitzende Mann konnte alle anderen beobachten und die Reaktionen aller Männer integrieren.

Reda Dani sah nervös nach oben, denn dieser Stuhl war für ihn reserviert.

Er kletterte hinauf, setzte sich den Kopfhörer auf und schaltete die Geräte ein. Zögernd legte er seine Pfeife ab und hängte sich ein Mikrofon vor den Mund.

„Wir machen einen Versuch“, sagte er heiser.

Die anderen Männer nahmen ihre Plätze ein. Luftreini-ger saugten den Rauch ab, bleiche Gesichter blickten nach oben. Keiner beneidete den Mann dort oben um seine Aufgabe.

Auf der durchsichtigen Kugel wurde ein Bild sichtbar. Es zeigte einen von allen Seiten gleichmäßig erkennbaren

Raum. Die Kugel vermittelte ein dreidimensionales Bild eines kahlen Zimmers mit einem Tisch und zwei Stühlen.

Reda Dani betätigte einige Schalter und veränderte das Bild. Alle Männer hatten den Eindruck, selbst durch die Tür in den Raum zu treten. Alle Männer murmelten beifällig.

Dani schaltete wieder um, so daß die Männer den Mann erkannten, mit dessen Augen sie eben noch gesehen hatten. Sie erkannten einen Mann in einem Raumanzug. Ein lächelndes Gesicht blickte sie durch die Helmscheibe an.

„Mein Name ist Hada Nire“, sagte der Mann mit sympathisch klingender Stimme. „Kann ich etwas für Sie tun?“

Wieder wurde ein beifälliges Gemurmel hörbar.

Reda Dani entspannte sich etwas. Der Roboter war eine gelungene Konstruktion, daran bestand kein Zweifel.

*

Das Gefühl der Beruhigung war aber nicht von Dauer. Nach der Landung auf der vorher von beiden Seiten genau festgelegten Stelle machte sich Reda erneut Sorgen. Wieder wurde ein Versuch gemacht. Er sah Hada Nire durch die öde Landschaft gehen. Der Roboter lief wie ein Mensch. Jeder Unbefangene mußte ihn zweifellos für einen solchen halten. Aber er war kein Mensch, sondern eine Anhäufung komplizierter und höchstempfindlicher Geräte.

Wenn sie es nun herausfinden? fragte sich Reda Dani. Wenn ich nun einen Fehler gemacht habe? Wenn mein Plan nicht klappt, werden wir uns nie wieder trauen. Meine Furcht kann übertrieben sein und alles verderben.

Die Verantwortung lastete schwer auf Dani.

Er sah sich in der Lage eines Mannes, der ein Haus sucht. Hat er nun ein passendes Haus gefunden, so ist es ihm zu teuer, und alle anderen gefallen ihm nicht. Der einzige Ausweg ist somit der Bau eines Hauses nach eigenen Wünschen.

Er hatte einen Roboter gebaut. Hada Nire war eigentlich kein Roboter, sondern ein willenloser Befehlsempfänger, die Synthese von fünfzig Gehirnen, die ihn aus der Ferne steuerten. Fünfzig Experten saßen in weiter Ferne, bereit, jeden Augenblick einzugreifen. Diese Männer konnten alles sehen und hören, denn sie sahen mit Hadas Augen, hörten mit seinen Ohren. Hada Nire war demzufolge ein Supermann, denn er konnte jede Frage beantworten, jedes Problem von allen Seiten beleuchten.

Reda beobachtete ihn nun. Er sah ihn durch die Wüste marschieren, sich gegen den Sandsturm stemmen. Dann tauchte die einsam in der sterilen Ebene stehende Kammer auf. Weit hinter der Kammer tauchte eine zweite Gestalt auf.

Der Mann von der Erde!

Wen hatten die anderen ausgewählt?

*

Der letzte Schritt der wissenschaftlichen Methode ist die Lösung. Von dieser Lösung können dann sehr oft gültige Prinzipien abgeleitet werden.

*

Ralph Hawley lief unruhig im Auswertungsraum auf und ab. Er blickte immer wieder auf seine Uhr und zerdrückte eine Zigarette nach der anderen. Die anderen saßen ebenso nervös herum und beobachteten ihn.

„Was macht er bloß?“ knurrte Hawley. „Wo, zum Teufel, kann er stecken?“

Lee Gomez, Philosoph und von Natur aus geduldig, sagte gelassen: „Beruhigen Sie sich, Ralph. Er kann noch gar nicht hier sein. Er hat seine Aufgabe ganz gewiß glänzend gelöst. Er sollte heute nur den Kontakt mit den anderen aufnehmen und noch keine Verhandlungen führen. Das kann nicht allzuschwer gewesen sein.“

Hawley hakte seine Daumen unter die Hosenträger und brummte ein paar Unverständliche Worte. Gomez war ihm zu weich und zu ruhig. Oft genug ärgerte er sich über die fast gleichgültige Ruhe des anderen. Aber in diesem Fall hatte Gomez durchaus recht.

„Wir leiden alle an einer bestimmten Krankheit“, sagte Dr. Weinstein. „Unsere Nebennieren pumpen Adrenalin ins Blut, und eben dieses Adrenalin regt alles andere an. Ich schlage vor, wir genehmigen uns einen Drink.“

Ralph Hawley fuhr sich mit der Hand durch sein volles, schon ergrauendes Haar. „Noch nicht, Doc. Wir können alle einen Drink vertragen, aber wir müssen auf Draht bleiben.“

Er nahm seine Wanderung wieder auf und gab dadurch seine Unruhe zu erkennen. Normalerweise war er die Ruhe selber und nur durch ungewöhnliche Ereignisse aus der Fassung zu bringen. Groß und hager, wirkte er wie ein eingesperrtes Rennpferd. Er kleidete sich betont salopp und

sprach oft nur in Stichworten. Von Beruf war er Sozialpsychologe mit spezieller Neigung zu den Problemen der Massenkommunikation. Seine Wahl zum Leiter des Projekts hatte ihn sehr überrascht.

„Ich möchte trotzdem wissen, wo er steckt“, brummte er und zündete sich eine neue Zigarette an.

Ein Summer ertönte, und eine rote Lampe flammte auf.

„Svend Grayes ist zurück“, dröhnte es aus einem Lautsprecher. „Er ist guter Dinge und berichtet von einem freundlichen, aber nicht ganz unkomplizierten Zusammentreffen mit dem Vertreter der anderen Seite. Wir schicken ihn sofort zum Auswertungsraum. Ende.“

Gleich darauf wurde angeklopft. Svend öffnete die Tür und trat ein. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Er nahm es gelassen hin und lächelte erleichtert.

„Sie können sich entspannen, meine Herren. Mir ist nichts passiert.“

Keiner der Männer jedoch entspannte sich.

Svend ging auf Hawley zu und nickte. „Es ist alles nach Wunsch verlaufen“, sagte er. „Ich konnte den Mann nicht sehr gut erkennen, aber es ging ohne Schwierigkeiten ab. Ich glaube, ich fange von vorn an.“

„Nicht nötig.“

„Warum nicht? Ich ...“

Ralph Hawley trat seufzend auf Svend zu und schaltete ihn ab. Danach zog er ihm das Hemd aus, öffnete eine Klappe in der Brust und nahm eine Kamera sowie ein Tonbandgerät und andere Miniaturgeräte heraus. Jedes dieser Geräte war ein Meisterwerk.

„Wertet das alles aus und stellt das Ergebnis zusam-

men“, sagte er zu den anwesenden Spezialisten. Svend Graves stand starr mitten im Raum und blickte ins Leere. Die Öffnung in seiner Brust und die heraushängenden Anschlüsse hätten jeden Uneingeweihten erschüttert, denn der Roboter sah äußerlich absolut wie ein echter Mensch aus.

*

Vier Stunden später waren alle Aufzeichnungen ausgewertet.

Keiner sagte ein Wort.

„Verdammt noch mal!“ knurrte Hawley nach langer Pause.

„Sie trauen uns nicht“, murmelte einer.

„Sie wollen uns betrügen!“

„Sie schickten einen Roboter. Das ist ein verdammt schmutziger Trick.“

Hawley ließ sich in einen Sessel fallen. „Sind Sie sich über die Bedeutung dieser Sache im klaren, meine Herren?“ Er blickte von einem zum anderen und fuhr fort: „Sie haben genau das getan, was wir gemacht haben.“

„Interessant“, sagte der Anthropologe. „Sie haben das Problem auf die gleiche Art und Weise gelöst.“

„Sie sind von unserer Sorte“, brummte der Philosoph. „Sie sind unsicher, ängstlich, mißtrauisch, sehr geschickt und verlogen.“

Ralph Hawley schloß die Augen.

Natürlich mußten zwei völlig gleichartige Kulturen ein Problem auf die gleiche Art und Weise angehen. Kein Mensch konnte die Aufgabe bewältigen, deshalb hatten beide Seiten Roboter geschickt.

Svend Graves stand noch immer steif und starr mitten im Raum. Seine Konstruktion hatte zwanzig Jahre gedauert. Svend war eigentlich kein Roboter, sondern ein Androide, ein Wesen mit einem fast menschlichen Körper. Ein elektronisches Gehirn machte ihn zu einem intelligenten und geschickten Wesen. Er brauchte nicht aus der Ferne gesteuert zu werden, denn er war so programmiert worden, daß er sich wie ein Mensch verhielt.

Die Erde hatte einen künstlichen Menschen geschickt, Kapella IV einen ebenbürtigen ferngesteuerten Roboter. Beide waren die Abgesandten zweier fast gleichartiger Kulturen.

„Wir sind absolut gleichwertig!“ stöhnte Ralph Hawley. Wieder flammte das rote Licht auf.

„Wir haben Kontakt mit dem anderen Raumschiff“, rief es in den Raum. „Reda Dani wünscht Sie zu sprechen, Sir.“

Hawley zögerte. „Stellen Sie die Verbindung her“, sagte er nervös.

Das Kommunikationsgerät erwachte flimmernd zu geisterhaftem Leben und formte Reda Danis Abbild. Reda lächelte.

Ralph Hawley lächelte ebenfalls.

„Wie ich sehe, habt ihr alles durchschaut“, sagte Reda Dani.

„Ihr auch“, antwortete Hawley etwas verlegen.

„Ihr habt es trotzdem sehr geschickt gemacht.“

„Vielen Dank. Ihr wart nicht minder geschickt.“

Es entstand eine längere Pause.

„Das bringt uns nicht weiter“, sagte Reda Dani. „Kommen Sie doch zu uns. Ich lade Sie zu einem Umtrunk ein. Hier können wir uns in aller Offenheit unterhalten.“

Ralph Hawley nahm die Einladung an. „Wir sehen uns in einer halben Stunde“, antwortete er aufatmend. Er schaltete den Apparat ab, denn Reda Dani brauchte nicht zu sehen, daß sich alle gegenseitig auf die Schulter klopfen. Der Trick war gelungen, die Spannung entlud sich.

Alle standen um Ralph Hawley herum, bevor er in das kleine Fährschiff kletterte, das ihn zu Reda Dani bringen sollte. Jeder wollte ihm noch einmal die Hand drücken und viel Erfolg wünschen.

Kurz bevor das Schott geschlossen wurde, brachte ein Mann eine Flasche Whisky.

„Was soll das?“ fragte Gomez. „Reda hat die Einladung ausgesprochen. Er hat sicher etwas Anständiges anzubieten.“

„Mag sein.“

Hawley grinste. „Man kann nicht vorsichtig genug sein“, sagte er und verriegelte das Schott hinter sich.

Die Nacht der Entscheidung

(NIGHT)

Bob Wistert fand die Äxte durch einen Zufall. Er kramte im Lagerraum der Station von Thunderton herum und suchte eine Batterie für seinen Elektroschreiber. Dabei schob er eine Kiste beiseite und entdeckte eine Falltür. Er öffnete die Tür und sah die Äxte. Hunderte von glänzenden Schneiden blitzten im Schein seiner Lampe auf.

„Mein Gott!“ rief er aus und ließ die Klappe fallen. Er schob die Kiste wieder zurück und wischte sich den Schweiß von den Händen. Dann blieb er lauschend stehen.

Irgendwo jubilierte ein Vogel; der Wind rauschte durch die Baumkronen, die Wellen plätscherten am Strand. Sonst war Stille.

Bob schaltete das Licht aus und verließ das Lagerhaus. Sirius und sein zwerghafter Begleiter standen dicht über dem in der Dämmerung feuerroten Horizont. Tony Thundertons Haus stand zwischen den hohen Nadelbäumen – eine glänzende Plastikkuppel, sich harmonisch in die Landschaft einfügend. Bob wollte an dem Haus vorbei.

„Hallo, Bob!“

Bob Wistert blieb stehen. Tony saß mit einem Buch im Garten. Er stand auf und kam Bob entgegen. Tony war nicht groß und wurde allmählich dick. Seine bronzene Haut wirkte im Licht des Sonnenunterganges noch dunkler. Sein Gesicht ließ seine Gedanken nicht erkennen.

„Hast du eine Batterie gefunden?“

„Ja.“

„Fein.“

„Ich muß weiter“, würgte Bob hervor. „Helen wartet auf mich.“

Bob lief weiter und kämpfte gegen den Impuls an, plötzlich loszurennen. Er spürte Tonys brennenden Blick im Rücken und gab dem Impuls erst nach, als er nicht mehr gesehen werden konnte. Er erreichte sein an der Stationsmauer stehendes Haus, trat ein und verschloß die Tür hinter sich.

„Helen!“

Seine Frau kam aus dem Schlafzimmer. Sie sah ihn fragend an. „Ist etwas passiert, Bob?“

Bob nickte und ergriff ihre Hände. „Ich bringe schlechte Nachrichten“, sagte er stockend.

„Unsinn! Was soll schon passieren!“

„Eine ganze Menge, fürchte ich.“

„Spann mich nicht unnötig lange auf die Folter, Bob. Was ist los?“

„Ich war eben im Lagerhaus. Ich suchte eine Batterie und fand eine Falltür. Unter dem Lagerhaus ist ein Keller, und dieser Keller ...“

„Was ist mit dem Keller?“

„Ich habe Hunderte von Stahläxten gesehen!“

Helen wurde bleich. Sie ließ seine Hände los und setzte sich. „Was soll jetzt werden, Bob?“

„Das weiß ich nicht.“

Beide sahen in die Richtung, in der sie Thundertons Haus wußten.

„Er muß verrückt sein“, flüsterte Helen.

*

Die Dämmerung dauerte sehr lange, die Dunkelheit brach fast unmerklich herein. Die Nacht sollte noch länger dauern, genau zweihundertvierzig Stunden, also zehn Erdtage und Nächte.

„Ich ahnte gleich, daß hier etwas nicht stimmt“, flüsterte Bob. „Als ich aus dem Schiff stieg und Thunderton sah, wußte ich es.“

„Wir sind erst seit einem Monat hier“, antwortete Helen. „Wir dürfen Tony nicht ohne weiteres verurteilen.“

Bob schüttelte den Kopf. „Wenn ein Mann mit einem Bleirohr in der Hand auf dich zukommt, mußt du ihn erledigen, bevor er dir eins auf den Schädel geben kann. Das Schiff wird erst in neunzehn Erdjahren zurückkehren. Wir und Tony sind die einzigen Menschen der Erde auf diesem verdammten Planeten. Tony ist schon seit zehn Jahren hier, fünf davon allein und einsam. Als seine Frau starb machten sie ihn zu ihrem Gott. Er hatte alle Macht der Welt. Wir müssen herausbringen, was er plant – und das schnell.“

Helen wandte sich ab. Sie betrachtete die bequeme Einrichtung des Hauses, den gemütlichen Kamin und die herrlich großen Fenster.

„Wir wissen nicht, ob er die Äxte benutzen will“, sagte sie tonlos.

„Natürlich will er sie benutzen. Aber nicht, um sich damit zu rasieren.“

Bob schwieg eine Weile und faßte einen Entschluß. „Wir brauchen Beweise, Photographien“, sagte er nach einigen Minuten.

„Du warst doch mit ihm draußen. Hast du dabei nichts feststellen können?“

„Nichts Besonderes. Mir fiel nur auf, daß er mich nicht in alles einweihen will. Ich fürchte, er weiß eine ganze Menge. Nach der Karte befindet sich eine andere Gruppe in der Nähe. Ich muß zu ihnen, bevor es ganz dunkel wird. Es sind nur zwanzig Kilometer.“

„Nimm mich mit, Bob!“ sagte Helen ängstlich. „Du kannst mich jetzt nicht alleinlassen.“

Bob schüttelte den Kopf und küßte sie. „Das geht nicht. Allein komme ich schneller voran. Du mußt im Haus bleiben und die Tür verschlossen halten. Ich gebe dir eine Pistole. Du darfst ihn auf keinen Fall ins Haus lassen!“

Helen versuchte nicht, ihren Mann umzustimmen. „Du brauchst Lebensmittel“, sagte sie nur.

Alles weitere war schnell erledigt. Bob packte seinen Schlafsack ein, band den Kraftfeldgenerator um das Handgelenk und steckte die Nahrungskonzentrate in die Gürteltaschen. Außerhalb der Station durften keine Waffen getragen werden. Bob dachte nicht daran, eine Waffe unter seiner Kleidung zu verstecken und ging unbewaffnet. Er fürchtete die Eingeborenen nicht.

„Keine Angst“, sagte er tröstend zu seiner Frau.

Helen nickte wortlos.

Bob machte sich auf den Weg in die lange währende Dämmerung. Helen verriegelte die Tür. Sie wußte, welche Qualen ihr bevorstanden. Sie blickte haßerfüllt in Richtung auf Thundertons Haus.

„Verdammt sollst du sein“, murmelte sie böse.

*

Bob Wistert fand die Eingeborenen erst nach fünftägiger Suche. Vom Waldrand aus sah er Rauch aus der grünen Ebene aufsteigen. Er beschleunigte seine Schritte und kümmerte sich nicht um das Dornengestrüpp, das von dem kleinen Kraftfeld weggedrückt wurde. Noch vor kurzer Zeit hätte ihn dieses Abenteuer erregt, doch jetzt empfand er nur namenloses Entsetzen.

Der Wind kam von vorn, so daß sie ihn nicht wittern konnten. Er sah einige primitive Laubhütten und eine aus etwa dreißig Eingeborenen bestehende Gruppe. Die Kinder waren nackt, die Erwachsenen mit kleinen Fetzen bekleidet, und in den Ohren trugen sie unwahrscheinlich dicke Stäbe. Die Zähne waren befeilt und ausnahmslos schwarz. Alle diese Wesen waren klein und unterentwickelt, ihre Haut hatte einen grünlichen Farbton. Aber sie waren Menschen.

Im Feuer wurden Steine erhitzt und dann in einen Behälter geworfen. Eine aus verschiedenen Pflanzen und Tieren bestehende Suppe kochte zischend auf. Töpfe und Eßgeschirr kannten diese Leute nicht. An Waffen besaßen sie nur Speere mit Steinspitzen und krumme Wurfhölzer.

Bob Wistert machte gar nicht erst den Versuch, sich zu verstecken. Er ging mit herabhängenden Armen auf das Lager zu. Die Eingeborenen entdeckten ihn und schienen augenblicklich mit dem hohen Gras zu verschmelzen.

Bob erreichte das Gefäß mit der kochenden Suppe und blieb abwartend stehen. Die Leute kannten Thunderton und würden ihn als seinen Vertreter anerkennen.

Schon nach kürzer Zeit erhob sich ein junger Mann und klatschte zum Gruß in die Hände. Bob klatschte ebenfalls in die Hände und sagte: „Ich komme in Frieden.“ Er hatte

die Sprache lange vor der Landung gelernt. „Ich heiße Robert und bin ein Bruder von Anthony, der ein Bruder von euch ist.“

„Willkommen bei den Nwarkton, mein Bruder. Ich bin Entun.“

Die Stimme des Mannes klang klar und deutlich. Bob verstand jedes Wort, obwohl der Mann einen etwas abweichenden Dialekt sprach.

Nun kamen auch die anderen und versammelten sich wieder um den dampfenden Behälter. Sie blieben aber weiterhin scheu und zurückhaltend. Die älteren Männer – er sah vier – wirkten verwirrt und unschlüssig. Bob hielt die Augen offen und entdeckte auch bald, was er suchte.

Stahläxte!

Fünf junge Männer besaßen Äxte, eine Frau hackte gerade Holz mit einer weiteren Axt. Bob unterhielt sich freundlich über die Probleme der Eingeborenen und filmte alles mit der in seinen Ring eingebauten Mikrokamera.

„Du kannst mit uns essen“, sagte Entun freundlich.

Bob konnte diese Einladung nicht ablehnen. Er setzte sich zu den halbnackten Gestalten und fischte ebenfalls ein paar Brocken aus der widerlichen Brühe. Auch danach konnte er nicht gehen, denn die Eingeborenen achteten auf die strenge Einhaltung ihrer Sitten. Er schlief sogar bei ihnen, würgte noch ein paar Bissen herunter und machte sich dann erst auf den Heimweg.

Keiner hatte etwas über die Äxte gesagt.

Die Luft war klar und frisch, die Sonne war kaum noch zu sehen, Bäume und Sträucher warfen unheimlich lange Schatten. Vor neun Jahren hatte er mit einem Mädchen in

einem Hubschrauber gesessen und die ferne Sonne gesehen. Jetzt war sie verhältnismäßig nahe. Das eigenartige Zwielflicht war unheimlich, weil es zu lange anhielt. Alles war unheimlich auf dem siebenten Planeten des Sirius.

*

Helen wartete auf ihn, bleich und übernächtigt.

„Ich habe die Bilder“, sagte er und setzte sich auf die Couch. „Es gibt keinen Zweifel mehr.“

„Tony war hier.“

Bob richtete sich auf. „Was wollte er?“

„Ich habe ihn nicht ins Haus gelassen. Wir sollen ihn besuchen kommen. Er wußte, daß du nicht zu Hause warst.“

„Er muß mich gesehen haben.“

Helen blieb äußerlich ruhig, doch ihre Stimme verriet ihre Erregung nur zu deutlich. „Was jetzt, Bob?“

„Er ist allein, Helen.“

„Du willst also zu ihm gehen?“

Bob dachte nach. „Nicht gleich. Erst will ich baden und mich ausschlafen. Danach werden wir in den sauren Apfel beißen müssen. Es hat keinen Sinn, die Sache hinauszuzögern.“

Er badete und legte sich auf die Couch. Schlafen konnte er jedoch nicht, denn die Gedanken kreisten unablässig um die Stahläxte.

Was hatte Thunderton vor? Wollte er alles ruinieren? Bob machte sich Vorwürfe, weil er Helen in diese Situation gebracht hatte. Viele einsame Jahre lagen vor ihnen. Er mußte unbedingt einen Ausweg finden.

Seine Unruhe verscheuchte den Schlaf. Er warf sich von einer Seite auf die andere und dachte unablässig nach. Fragen tauchten auf, Erinnerungen, furchtsame Erwägungen. Es waren keine Träume, sondern Tatsachen.

Im Jahre 1975 waren die ersten Menschen auf dem Mond gelandet. Dann entwickelte sich alles sehr schnell. Der Mars wurde schon im Jahre 1981 erobert, um 2000 war das ganze Sonnensystem erforscht. Das Sonnensystem war interessant, aber auf die Dauer nicht befriedigend.

Fünfzig Jahre später kehrte die erste Expedition aus dem Gebiet des Centaurus zurück, weitere fünfzig Jahre später startete das erste Raumschiff mit Hyperantrieb, Entfernungen schrumpften zusammen.

Einhundert Jahre lang wurden die näherliegenden Systeme erforscht. Das Leben suchte anderes Leben. Es wurden insgesamt einhundertdrei erdähnliche Planeten entdeckt – und überall gab es Menschen.

All diese Menschen standen zivilisatorisch weit unter dem Stand der Erdbewohner. Auf allen anderen Planeten gab es nur Steinzeitkulturen. Die Erde allein hatte eine technische Zivilisation hervorgebracht.

Nun wurde allen klar, warum die Erde nie Besuch anderer Wesen bekommen hatte. Die Erde brauchte einen Schutzgürtel und fand ihn. Die Bewohner der Planeten bedeuteten auch einen außerordentlich günstigen Absatzmarkt. Die Erde produzierte ungeheure Mengen verschiedenster Güter und tauschte sie gegen wertvolle Rohstoffe ein.

Gewaltige Änderungen bahnten sich an. Es ist sinnlos, einem Mann einen Pflug zu verkaufen, wenn er nichts da-

mit anzufangen weiß; man kann kein Geld von ihm verlangen, wenn er keins hat. Die Produktion verlangt den Markt, oder sie muß stagnieren. Die bewohnten Planeten mußten erst zu profitablen Märkten entwickelt werden.

Im Jahre 2100 wagte keiner mehr an direkte Ausbeutung zu denken, denn das Zeitalter des Kolonialismus war endgültig vorüber.

Was nun?

Eine neue Wissenschaft wurde entwickelt: die Soziokulturologie. Es wurde möglich, bestimmte Entwicklungen vorauszusagen. Die Wissenschaftler konnten mit jeder Situation fertig werden, aber sie konnten die Politik nicht bestimmen. Immer neue Fragen tauchten auf. Wonach sollte man sich richten, nach ethischen Gesichtspunkten oder nach brutaler Zweckmäßigkeit?

Diese Fragen ließen sich nicht leicht beantworten. Während man noch darüber nachgrübelte, machten sich Anthropologen an die Arbeit, um wenigstens die Grundlagen zu erforschen. Aber wer war schon bereit, zehn oder zwanzig Jahre lang auf einem fernen Planeten zu leben. Es dauerte in den meisten Fällen ein Jahr, um einen der fernen Planeten zu erreichen. Die Bezahlung war verführerisch, aber das, was verlangt wurde, übertraf alles Dagewesene. Abenteurer wurden nicht gesucht, nur hochqualifizierte Experten.

Bob hatte sich gemeldet. Er sollte Kontakte aufnehmen und Berichte durchgeben. Es war ihm streng untersagt, in die Sitten und Gebräuche der Fremden einzugreifen, denn das erforderte lange Vorbereitungen, wenn nicht Katastrophen die Folge sein sollten.

Bob warf sich unruhig auf die andere Seite. Der Planet gehörte seinen Urbewohnern; sie mußten vorerst ungestört weiterleben.

Zweifel kamen auf. Warum hatte er sich überhaupt auf diese Aufgabe eingelassen?

Er schlief endlich ein, aber auch im Schlaf suchten ihn Träume heim. Er sah Anthony mit einer zum Schläge erhobenen, im Mondlicht glitzernden Axt.

*

Als er erwachte, war es endlich dunkel. Am Himmel leuchteten unzählige Sterne, der Wind hatte sich gelegt.

Er zog sich an und machte sich mit Helen auf den Weg.

Thunderton begrüßte sie an der Tür seines Hauses. Sie traten ein und machten es sich bequem. Das Haus war nicht sehr bequem eingerichtet. Das Fehlen der Hausfrau war deutlich zu erkennen.

„Das Essen ist gleich fertig“, sagte Thunderton und mixte ein paar Getränke. Er reichte seinen Gästen die Gläser und lächelte freundlich. „Auf gute Zusammenarbeit in diesem Wunderland“, sagte er und trank sein Glas leer.

Danach machte er sich in der Küche zu schaffen und servierte das Essen auf der Veranda. Er war ein guter Koch, das mußten seine beiden Gäste zugeben. Das hasenähnliche Wildtier schmeckte ausgezeichnet.

Bob Wistert war innerlich verkrampft. Er hielt sein Weinglas in den Händen und suchte nach Worten. Jahre lagen vor ihnen. Es war besser, die Dinge gleich ins Lot zu bringen, statt in ewiger Ungewißheit zu leben.

Thunderton war nicht groß, aber sehr kräftig. Bob wußte nicht, ob er es wirklich auf einen Streit ankommen lassen sollte.

Anthony Thunderton kam ihm entgegen.

„Sie wundern sich über die Äxte, nicht wahr?“

Bob und Helen sahen sich an. Helen nickte wortlos.

Thunderton zündete sich bedächtig eine Zigarre an. Sein Gesicht blieb ausdruckslos. „Es gibt viele Fragen. Warum seid ihr hergekommen? Es ist eine der vielen Fragen, auf die ich keine Antwort weiß.“

„Was hat das mit den Äxten zu tun?“

„Soll ich euch sagen, warum ihr hergekommen seid?“ Thunderton setzte sich unbeirrt auf einen Stuhl und rauchte genüßlich. Die Nacht war angenehm kühl, der Mond kam gerade erst auf und verbreitete ein schwaches Licht, so daß nur die Silhouetten der Bäume sichtbar waren.

„Sie sind wahrscheinlich ein Idealist, Mr. Wistert. Womöglich schreiben Sie Gedichte oder tun etwas ähnlich Unsinniges. Sie kompensieren das, indem Sie sich für einen tatkräftigen, praktisch veranlagten Burschen halten. Sie interessieren sich für die Wilden und meinen, die primitive Lebensart dieser bedauernswerten Menschen müßte für alle Zeiten konserviert werden. Sie halten sich für den Beschützer dieser Leute. Die Erde mit all ihren Bequemlichkeiten gefiel Ihnen nicht mehr, deshalb kamen Sie her.“

Bob lehnte sich: vor. „Hören Sie, Tony, noch eine Beleidigung und ...“

Thunderton ignorierte diesen Ausbruch und wandte sich an Helen. „Ich habe mich gefragt, warum Sie unzufrieden

sind. Sie haben sich mit einem intellektuellen Wall umgeben, weil Sie im Grunde zu nichts zu gebrauchen sind. Sie halten sich für intelligent und sind nicht in der Lage, die einfachsten Dinge richtig zu machen. Sie suchen hier etwas, was es nirgendwo gibt.“

Helen sagte nichts. Bob stand erregt auf. „Wenn der Amateurpsychologe damit fertig ist, können wir uns vielleicht über die Äxte unterhalten. Wollen Sie etwa bestreiten, daß Sie die Eingeborenen mit Äxten versorgen?“

„Habe ich das je getan?“

„Sie geben es also offen zu?“

„Selbstverständlich. Ich bin sogar stolz darauf.“

Bob starrte ihn an. Thunderton rauchte gemütlich seine Zigarre und blieb aufreizend ruhig.

„Sie müssen verrückt sein.“

„Vielen Dank. Sie sind der geborene Diplomat.“

Bob setzte sich wieder. Er verstand sein Gegenüber nicht. „Ist Ihnen nicht klar, daß Sie die Menschen da draußen vernichten? Schön, es sind Wilde, aber sie sind und bleiben Menschen. Halten Sie sich für einen Gott?“

„Regen Sie sich nicht auf, Bob; Natürlich werden die Äxte eine verheerende Wirkung haben. Genau das ist meine Absicht.“

Bob schlug krachend auf den Tisch. „Das lasse ich nicht zu!“

„Wollen Sie etwa den Helden spielen?“ Thunderton zog lässig eine Pistole aus der Tasche und wog sie in der Hand. „Ich möchte nur einen allzu heftigen Gefühlsausbruch verhindern, junger Mann. Ich bin übrigens ein sehr sicherer Schütze.“

Bob sah seine Frau an. Er hielt den Mann für wahnsinnig. Eine andere Erklärung konnte er nicht finden.

„Gießen Sie sich ein Glas Wein ein und hören Sie zu“, sagte Thunderton ruhig. „Ich möchte Ihnen erklären, wie ich die Eingeborenen vernichten will. Danach werde ich Ihnen etwas Geschichtsunterricht erteilen.“

Bob hatte verzweifelte Pläne. Er setzte sich aber und goß sich tatsächlich ein Glas Wein ein. Thunderton war kein Mann, der sich leicht überrumpeln ließ.

„Sie werden meine Ausführungen sehr interessant finden“, begann Thunderton. „Stahläxte sind sehr vielseitig. Man kann sie als Währung verwenden, Bäume damit fällen und anderen Leuten den Garaus machen. Auf vielen Planeten sind Stahläxte längst veraltet und gelten als unbrauchbar, auf anderen bedeuten sie einen gewaltigen Sprung nach vorn. Hier bedeuten sie eine Überbrückung von mindestens hunderttausend Jahren.“

„Das soll interessant sein?“ rief Bob.

„Unsere Freunde da draußen sind noch nicht sehr weit.“ Thunderton zeigte mit dem Daumen in die Dunkelheit. „Sie sind Steinzeitmenschen und kennen nur ein paar primitive Werkzeuge. Steinbeile sind schwer herzustellen und zersplittern sehr leicht. Eine gute Stahlaxt hält länger und ist vielseitiger zu verwenden.“

Thunderton blies Rauch in die Luft und lehnte sich zurück. „Ich bin aber nicht daran interessiert, wie schnell ein Baum umgelegt werden kann. Mich interessiert nur, wie ich diese primitive Kultur auf dem schnellsten Wege beseitigen kann.“

Bob Wistert starrte auf die Pistole in der Hand Thunder-

tons. Warum wollte dieser Mann die Kultur der Ureinwohner eines fremden Planeten vernichten?

„Ich kann mir dabei keine Fehler leisten“, fuhr Thunder-ton fort. „Zwei Dinge sind wichtig. Das Sozialgefüge dieser Leute ist einfach: die Alten bestimmen und versorgen sich mit den besten Happen. Die alten Männer sind mächtig, weil sie die Symbole der Stärke mit sich herumtragen. Nur alte Männer besitzen solche Äxte. Wenn ein junger Mann oder eine Frau eine solche Axt benutzen will, muß der Betreffende erst darum bitten. Nun ist das alles nicht so einfach, wie es sich anhört. Es gibt eine Menge Tabus, die keiner übersehen darf. Das System funktioniert schon seit undenklichen Zeiten. Die alten Männer brauchen nur zu drohen, ihre Äxte nicht mehr zur Verfügung zu stellen, und schon sind die jungen Burschen zahm wie Lämmer.“

Bob wußte etwas von der Wichtigkeit der Steinbeile, aber nicht soviel wie Thunder-ton. Er mußte dasitzen und sich alles anhören.

„Das ist noch nicht alles“, erklärte Thunder-ton. „Die Beile werden aus einem bestimmten Gestein hergestellt, das es hier aber nicht gibt. Es gibt hier ein ausgezeichnetes Handelssystem, das in den Händen der Alten liegt. Irgend-ein Stamm liefert die Steine, ein anderer bearbeitet sie, wieder ein anderer stellt die Stiele her. Jeder Stammesälteste hat einen Handelspartner in einer anderen Siedlung, über den er seine Geschäfte abwickelt.

Nun komme ich und verteile die Äxte.“ Thunder-ton grinste selbstgefällig. „Ich habe sie übrigens selbst hergestellt. Die Frauen und jungen Burschen haben natürlich Angst, aber ich kriege sie bald herum, indem ich ihnen er-

zähle, daß nur die Steinbeile mit Tabus belastet sind. Wenn sie erst einen Versuch machen und die Macht in den Händen spüren, trennen sie sich nicht mehr von ihrem Wunderwerkzeug. Das leitet eine Kettenreaktion ein. Keiner fürchtet sich mehr vor den Alten, und diese verlieren ihren Einfluß. Warum sollen sie weiterhin beschwerliche Märsche machen, wenn ihre Steinbeile viel schlechter sind?“

Thunderton drückte seine Zigarre aus. „Das ist alles. Die uralte Organisation bricht zusammen, die Handelswege versanden, die Jungen übernehmen die Macht. Geschickt, nicht wahr?“

Bob starrte Thunderton an. Was ist das für ein Mann? dachte er.

„Sie sprachen von Geschichtsunterricht“, sagte Helen. „Was haben Sie uns noch zu sagen?“

Anthony Thunderton stand auf. Er trat an die dünne Gaze, die Fliegen und andere Insekten abhielt, und blickte in die Dunkelheit.

„Haben Sie je von den nordamerikanischen Indianern gehört?“

Er ist tatsächlich verrückt, dachte Bob. „Was soll das?“ fragte er laut. „Ich sehe keinen Zusammenhang.“

„Was wissen Sie von den Indianern, Mr. Wistert?“

„Sie wurden verdammt schlecht behandelt, obwohl sie zuerst da waren.“

„Richtig!“ Thunderton nickte zufrieden. „Sie glichen fast den Leuten da draußen.“

„Kann sein. Aber was wollen Sie? Ich habe die Indianer nicht ausgerottet.“

„Lassen wir alle Romantik beiseite“, sagte Thunderton

hart. „Erinnern wir uns an gebrochene Verträge, an die Pocken und andere unschöne Dinge. Den südamerikanischen Indianern erging es nicht besser. Wir sind hier und werden diesen Planeten industrialisieren. Alles wird verändert werden. Ich sage nicht, es ist gut oder schlecht, ich will nur die nötigen Vorbereitungen treffen.“

„Sie entwurzeln die Eingeborenen“, wandte Bob ein.

„Natürlich tue ich es. Man muß das alte Haus erst abreißen, bevor man das neue an die gleiche Stelle setzen kann. Die Alten sind konservativ. Ich will den jungen Leuten eine Chance geben.“

„Sie werden im Gefängnis enden.“

Thunderton lachte geringschätzig auf. „Ich tue, was ich tun muß, Mr. Wistert.“ Nach kurzem Nachdenken legte er die Pistole auf den Tisch, drehte sich um und verließ das Haus.

Bob Wistert stürzte sich auf die Waffe, starrte sie eine Weile an und legte sie wieder auf den Tisch.

„Was soll ich tun?“ fragte er hilflos.

Helen stand auf und ergriff seine Rechte. „Komm, Bob.“

„Wohin?“

„An den Strand.“

Er folgte ihr willig. Das eintönige Rauschen der Wellen beruhigte ihn ein wenig. Er konnte aber nicht begreifen, was Thunderton plante.

„Wir müssen an unsere Zukunft denken“, sagte er nach langem Schweigen. „Wir haben fast zwanzig Jahre vor uns, Helen. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll. Wir wollen beide für eine friedliche und hoffnungsvolle Zukunft sorgen, jeder auf seine Art. Ich verstehe ihn nicht“,

murmelte Bob. „Vielleicht hat er recht. Ich weiß es nicht. Wir sind doch keine Barbaren mehr.“

„Hast du ihn dir genau angesehen, Bob?“ fragte Helen. „Seine Haut ist bronzebraun wie die eines Indianers. Schließlich ist es erst sechshundert Jahre her. Die Rasse ist untergegangen, doch die Erinnerungen sind noch lebendig. Vielleicht hat er recht, Bob. Sie dürfen nicht unvorbereitet sein.“

Bob Wistert konnte noch keine Antwort geben. „Wir haben eine lange Zeit vor uns, Helen“, sagte er. „Ich weiß noch nicht, ob ich ihm helfen werde. Wir müssen aber versuchen, ihn zu verstehen. Er ist ein sehr einsamer Mann.“

Das Paar drehte sich um und ging in die Dunkelheit zurück. Zwischen den Bäumen schimmerte ein einsames Licht.

Tony hatte den Kaffee schon fertig und sah ihnen lächelnd entgegen.

Die kleinen Leute

(TRANSFORMER)

Alles ist grau und öde in unserer Stadt, alles ist abgeschaltet und leblos. Aber machen wir uns nichts vor, Clyde. Ich weiß genau was du denkst, deshalb will ich dir gleich reinen Wein einschenken. Ich kann nichts dafür, daß ich wie ein freundliches Hausmütterchen aussehe, das dauernd in der Küche steht und den Kindern Kuchen schenkt. Ich habe nie in meinem Leben eine Küche von innen gesehen. Du denkst, ich gehöre in diese Stadt, in dieses öde, stinkende Nest, das ich hasse. Ja, ich hasse diese Stadt. Aber ich kann nicht fort, ebensowenig wie die anderen dieses öde Nest verlassen können.

Ulmenhain heißt die Stadt, der Name steht schwarz auf weiß auf großen Schildern an der Bahnstation. Das ist ein Witz, denn die einzigen Bäume, die ich kenne, sind aus Schaumgummi.

Vielleicht kannst du eine Weile bleiben und mir zuhören. Ich kann dir eine interessante Geschichte erzählen, ob du sie mir glaubst oder nicht. Du wunderst dich, nicht wahr? Du fragst dich, wer eigentlich zu wem spricht. Aber du bist da, sonst könntest du mich nicht hören. Du erlebst etwas Seltenes, Clyde, daran mußt du denken.

Aber fangen wir endlich an.

Hier sind die Einzelheiten. Ich lebe in einer Stadt, die eigentlich nur Staffage für eine Modelleisenbahn ist. Du findest das komisch? Wo sollte ich sonst leben, wenn nicht hier? Du solltest dich den Tatsachen nicht so hartnäckig verschließen, Clyde. Die Stadt Ulmenhain liegt tatsächlich

an der Station gleichen Namens einer Modelleisenbahn. Das ganze befindet sich auf dem muffigen Boden eines alten Hauses. Der Eigentümer der Eisenbahn ist Willy Roberts, ein dreizehnjähriger, sommersprossiger Bursche. Keine Angst, wir halten ihn nicht für den Schöpfer unserer Welt. Willy ist ein lausiger kleiner Sadist, dem das Spielen mit der Eisenbahn längst keinen Spaß mehr macht.

Meine Welt ist eine große Sperrholzplatte auf zwei alten Sägeböcken, die Stadt ist weiter nichts als ein möglichst naturgetreuer Hintergrund für die Bahn. Ich weiß nicht, was ich eigentlich bin. Ich sitze hinter einem Fenster und blicke unentwegt auf die Station. Glaube nur nicht, es ist ein Spaß, in der Stadt einer Modelleisenbahn zu leben.

Sieh dir die Stadt genau an. Es ist weiter nichts als eine Ansammlung verschiedener Häuser und Gegenstände, die Willys Vater und der kleine Bursche selber gekauft haben, teils weil sie ihnen gefielen, teils weil sie sich gerade etwas leisten konnten. Die Stadt ist nichts Großartiges, gerade noch Mittelklasse, möchte ich sagen.

Das Loch in der Mitte der Platte ist für Willy. Er zwingt sich dort hindurch und bedient die Schalter und vor allem den großen Transformer. Das Gebirge im Süden besteht aus Draht, Sägespänen, alten Zeitungen und Leim. Im Westen stehen ein paar verstaubte Schaumgummibäume, angeblich Ulmen. Dahinter liegt eine leere Fläche, die der Bursche Texas nennt. Dort stehen auch ein paar stupide Kühe herum und zwei Kerle, die zum Wochenende in die Stadt kommen und randalieren. Das Silberpapier im Nordwesten ist der Ohio. Er endet am Rand der Platte. Vielleicht fließt er von dort wie ein mächtiger Wasserfall auf

den Fußboden. Leider war noch nie einer von uns da, um sich das anzusehen. Die Stadt liegt am Fuß der Berge. Ich lebe in dieser öden Stadt, direkt neben dem Wasserturm am Bahnhof.

Der Aufbau unserer Stadt ist geradezu lächerlich. Wir haben eine Polizeiwache mit einem Gefängnis, ein paar Wohnhäuser, Lagerschuppen, ein Hotel und vor allem einen Bahnhof aus Blech mit einem feuerroten Dach. Vor dem Hotel steht eine zerbeulte Straßenbahn, aber sie fährt nie, weil es keine Schienen gibt. Es gibt auch eine Tankstelle, aber nicht ein einziges Auto. Ansonsten sind da noch ein paar Häuser mit schmutzigen Gardinen und eine Stellwerkhütte neben den vielen Weichen. Humphry wohnt dort. Er muß nämlich immer hinaus, wenn ein Zug vorbeikommt. Dabei muß er eine rote Laterne schwenken. Das ist eine stupide Beschäftigung, die er maßlos haßt, zumal direkt gegenüber die zum Transport in die Stadt getriebenen Rinder in einem offenen Verschlag stehen. Der Gestank ist entsetzlich, weil es in unserer Welt keinen Wind gibt.

Ist das nicht ein Paradies?

Willy hat jetzt zwei Züge auf der Platte, einer davon ist ein chromblitzender Expreß mit lauter eingebildeten Fatzen, die immer die Times lesen, wenn sie durch unsere Stadt fahren. Der andere Zug besteht aus einer billigen Lokomotive und entsetzlich vielen ratternden Güterwagen, die nie etwas transportieren. Der Zug poltert wie ein irrsinniger Roboter immer im Kreise herum und macht nichts als Lärm. Seine einzige Aufgabe besteht wohl darin, sich auf ein Abstellgleis schieben zu lassen, wenn der feine Expreß durch die Station donnert. Um das Maß voll zu machen, hat

Willy noch eine Rangiermaschine gekauft, ein fleißig ratterndes Ungeheuer mit einer Glocke hinter dem Schornstein.

Nun, wie gefällt dir unsere Stadt?

Langweilig?

Dann will ich dir etwas sagen, mein Freund. Wir werden einen Mord begehen. Wir, das heißt die ganze Stadt.

Nun rate mal, wen wir umbringen wollen. Bleibe eine Weile hier und sieh dir das Theater an. Wenn der Strom abgeschaltet ist, gibt es hier nicht viel zu sehen, alles ist grau und leblos. Wir haben dann eben keine Energie. Nachts ist es besonders schlimm, weil kein Mensch so lange schlafen kann.

Aber ich höre Schritte auf der Treppe. Da wird auch schon die Tür geöffnet, und Willy kommt herein. Bleibe ruhig hier, Clyde. In wenigen Minuten wird hier oben der Teufel los sein. Entschuldige mich einen Augenblick. Ich muß Humphry wecken, damit er noch rechtzeitig in sein Stellwerk schlüpfen kann.

Noch etwas, Clyde: Wenn du dich mit Willy unterhalten kannst, sage ihm, er soll sich vorsehen, wenn er durch das Loch kriecht. Er ist fett geworden und schüttelt jedesmal unsere Welt durcheinander.

*

Willy Roberts betrachtete seine Modellbahn ohne Freude. Er schämte sich fast, noch damit zu spielen, denn er war nun schon dreizehn Jahre alt. Aber es war besser, als sich auf dem Spielplatz von anderen herumstoßen zu lassen.

Willy kroch unter den Tisch, zwängte sich durch das Loch in der Mitte und schaltete den Trafo ein. Die Lichter der Stadt leuchteten auf, die ganze Landschaft erwachte zu geschäftiger Aktivität.

Dann klopfte er mit den Fingerknöcheln auf das Blechdach des Stellwerks.

„Na, dann los, Humphry!“

Er hatte den Mann am Stellwerk schon immer so genannt und lange Gespräche mit ihm geführt. Früher hatte es ihm Spaß gemacht, aber nun langweilte es ihn. Er kam sich albern vor und wurde deshalb brutal.

„Nun mach schon, oder ich reiße dir einen Arm aus!“

„Was willst du eigentlich – Überstundenbezahlung, ge-regelte Arbeitszeit? So etwas gibt es hier nicht. Also los! Da kommt der schwarze Expreß mit lauter FBI-Agenten, die Atomspione jagen.“

Willy riß einen Hebel bis zum Anschlag durch und startete den Expreß. Die Räder rutschten erst auf den blanken Schienen, ehe sie den Zug in Fahrt brachten. Schon schoß der Expreß heran. Humphry schoß aus dem Stellwerk und legte die Weiche um. Gleich darauf hob er seine rote Laterne.

„Immer zuverlässig, alter Junge“, lobte Willy den Mann am Stellwerk. Der Zug wurde schneller, raste durch den Tunnel und gleich darauf wieder in die Station. Willy blies wie irrsinnig eine Trillerpfeife und ließ schwarzen Qualm aus dem Schornstein der Lokomotive aufsteigen.

Als der letzte Wagen wieder im Tunnel verschwand, ließ Willy den langen Güterzug auf die Hauptstrecke rollen. Der Zug rumpelte an den Verschlagen vorbei bis zur

Brücke über den Ohio und blieb stehen. Willys Augen leuchteten begeistert, denn der Expreß raste über die Ebene von Texas genau auf die Brücke zu. Er warf aber erst eine Kuh von den Schienen, ehe er mit voller Wucht in den Güterzug donnerte. Beide Maschinen sprangen aus den Schienen und fielen auf das Silberpapier, das den Fluß darstellte. Ein kleiner Mann fiel im hohen Bogen aus dem Führerstand der Güterzuglokomotive und geriet zwischen die immer noch zuckenden Pleuelstangen.

„Nicht schlecht, was, Humphry?“ sagte Willy grinsend.

Er schaltete den Strom ab und stellte die Maschinen wieder auf. Dann ließ er den Güterzug rückwärts aufs Abstellgleis fahren und den Expreß auf die Weiche rattern. Dort ließ er ihn schnell hin und her rangieren und beobachtete den armen Humphry, der wie ein Rasender die Weiche stellte und die Lampe schwenkte.

„Schneller, alter Junge! Wofür bezahle ich dich!“

Humphry sagte nichts. Wie sollte er auch, denn er war viel zu beschäftigt.

*

Jetzt hast du unseren Herrn und Meister gesehen, Clyde. Glaubst du nun, daß es hier wie im Irrenhaus zugeht, wenn der Bursche heraufkommt? Es ist schlimm für uns alle, am schlimmsten aber für Humphry. Der Bursche wird ihn eines Tages umbringen.

Für kurze Zeit lief alles seinen normalen Gang, denn Willy ließ den Güterzug auf dem Abstellgleis stehen und den Expreß mit den Snobs aus der Stadt langsam um die

Anlage fahren. Er passierte die Station alle 47 Sekunden. Er fuhr langsam, aber die Häuser neben der Station wackelten trotzdem.

Im Augenblick ist es nicht so schlimm, weil die Scheinwerfer drüben auf dem Turm nicht eingeschaltet sind. Außerdem liest Willy ein Sex-Magazin. Das tut er immer hier oben, weil er sich unten nicht damit sehen lassen darf. Für eine Weile wird er keine Züge entgleisen lassen.

Du willst wissen, was aus dem Mann geworden ist? Er hieß Karl, ganz einfach Karl. Wir haben hier alle nur Vornamen. Karl ist so schlimm zugerichtet, daß er sich nicht mehr reparieren läßt. Jetzt liegt er im Abfalleimer. Es würgt einem im Hals, wenn man daran denkt. Wenn der Bursche den Trafo abschaltet, werden wir eine kleine Gedenkfeier abhalten. Wir werden alle so enden. Ulmenhain ist die letzte Station für uns; danach kommt der Abfalleimer.

Aber solange der Strom eingeschaltet ist, leben wir alle nach den Wünschen unseres Herrn. Jeder macht seine Arbeit. Da ist Humphry mit der Laterne; vor dem Polizeirevier steht Patrick und trillert unentwegt auf seiner Pfeife. Er hält sich schon für Benny Goodman. In der Zelle hockt ein Bursche namens Lefty. Er war noch nie draußen, denn das ist nicht vorgesehen. Wahrscheinlich weiß er selber nicht, warum er sitzt. Vor der Feuerwache rutscht ein Clown immerfort an einem Mast auf und ab. Er tut es schon seit sieben Jahren, und es scheint ihm noch Spaß zu machen.

Wenn der Strom eingeschaltet ist, arbeiten wir alle wie irrsinnig. Ein paar von uns sind deutlich zu sehen und müs-

sen schufteten. Gestalten im Hintergrund können sich ab und zu drücken. Du glaubst nicht, was manchmal im Tunnel los ist. Dort können sie nämlich nicht gesehen werden.

Im Speiseraum der Station werden seit sieben Jahren gebratene Eier serviert. Ich kann einfach keine Eier mehr sehen, Clyde. Aber was soll man machen, wenn er uns so eingeteilt hat?

Im Hotel wohnt ein einziger Gast. Der Qualm der Lokomotiven zieht immer in sein Zimmer. Der Mann sieht schon wie eine Preßkohle aus. Die Straßen sind kniehoch mit Staub bedeckt. Überhaupt ist hier alles muffig und staubig. Was *ihm* gehört, ist nie ganz sauber. Wasser gibt es nicht; selbst der Fluß besteht nur aus kunstvoll zerdrücktem Silberpapier. Schöne Zustände sind das!

Siehst du jetzt ein, daß wir etwas tun müssen? Die Stadt ist reif für große Veränderungen. Wir haben nichts zu verlieren, denn am Ende unserer Laufbahn wartet der Abfall-eimer. Willst du uns etwa Vorwürfe machen, weil wir uns von *ihm* befreien wollen? Natürlich weiß kein Mensch, was aus uns werden wird, wenn wir *ihn* umgebracht haben. Aber wir leben in einem Käfig. Ganz gleich, was wir tun, es kann nur besser werden.

Wir werden Willy mit seiner eigenen Bahn umbringen. Ich halte das für eine verdammt originelle Idee.

Halte mich bitte nicht für eine übersättigte alte Dame, die alles tut, nur um die Langeweile zu vertreiben. Früher war es hier ganz nett, da war Willy auch noch jünger. Humphry brauchte damals nicht so schwer zu arbeiten. Manchmal vergaß Willy, den Strom ganz abzuschalten. Wir sind schon mit wenig zufrieden. Wenn wir ein wenig

Energie zur Verfügung hatten, gingen wir zum Fluß und setzten uns ans Ufer. Es war natürlich blödsinnig, sich an einen Fluß aus Silberpapier zu setzen. Aber was soll man machen, wenn man nichts Besseres hat?

Früher war Willy ein etwas blöder, aber harmloser Junge. Er betrachtete Humphry als seinen Beichtvater und erzählte ihm alles. Aber lassen wir das. Sieh' dir Humphry an! Seine Gelenke knirschen vor Altersschwäche, aber er muß unentwegt Weichen stellen und die elende Lampe schwenken.

Heute nacht werden wir alles vorbereiten. Der Trafo läßt sich gut für unsere Zwecke einrichten. Vielleicht kann ich dir eines Tages erzählen, wie es ausgegangen ist.

*

Da bist du wieder, Clyde. Seit unserem letzten Gespräch ist eine Menge Wasser den Fluß hinuntergeflossen – oder wäre geflossen, wenn ... Lassen wir das. Unsere Welt ist wieder faul, grau und abgeschaltet. Ich bin Realist und sehe die Dinge wie sie wirklich sind, Clyde.

In der Nacht war hier allerhand los. Alle waren da und halfen mit. Es war nicht leicht, den Trafo aufzumachen. Die Männer schafften es mit Hilfe des Kranwagens. Jetzt ist alles wieder ruhig.

Ob wir Angst haben?

Natürlich haben wir Angst. Es ist, als wäre ein Anschluß unterbrochen. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein Gefühl das ist. Wir werden es schaffen und endlich Ruhe haben. Später werden wir uns ab und zu einschalten, nachts, wenn es keiner hört. Dann werden wir alles nach

unseren Wünschen regeln. Es wird großartig werden, Clyde.

Vielleicht wird man uns aber auch in eine dunkle Kiste sperren oder gar einschmelzen. Wenn wir Glück haben, werden wir in eine andere Stadt gebracht. Unsere Zukunft ist nicht rosig, Clyde. Aber es lohnt sich, wenn wir nur für eine Woche wie Menschen leben können.

Da kommt er schon. Hörst du sein Poltern auf der Treppe? Daß der Bursche nie manierlich gehen kann. Jetzt öffnet er die Tür, ein Lichtstrahl fällt in die Bodenkammer.

Ich habe Angst, Clyde.

*

Willy zwängte sich durch das Loch und setzte eine neue Maschine auf die Schienen. Es war ein billiges Ding, aber darauf kam es Willy nicht an. Die Maschine sollte nur fahren und neue Möglichkeiten eröffnen.

Er donnerte wieder auf das Blechdach des Stellwerks. „Los, alter Junge, laß die Beine fliegen!“

Er hatte sich alles durch den Kopf gehen lassen. Wenn er einen Zug vom Abstellgleis losfahren ließ, den anderen in Texas und den schnellen Expreß von der Tankstelle, konnte er einen dreifachen Zusammenstoß inszenieren. Das war aber nicht leicht und erforderte genaue Planung.

„Nun los, Bursche!“ meckerte er und klopfte noch einmal auf das Blechdach. Dann nahm er die Fernschaltung in die Hand und schaltete den Transformator ein.

Ein Funke sprang über, Isolierung verbrannte. Willy knallte den Schalter auf die Platte und fluchte.

„So ein Mistding!“

Er war geschickt und schnell. Mit einem gewalttätigen Ruck riß er den Stecker aus der Wand, hob den Transformator hoch und schleuderte ihn an die Wand. Der schwere Trafo prallte ab, donnerte aufs Gebirge und rollte mitten in die Stadt. Dabei zerdrückte er die Polizeiwache und begrub den ewig pfeifenden Polizisten unter sich.

Willy rieb sich die schmerzende Hand und sah Humphry vorwurfsvoll an. „Dir macht das nichts aus, nach allem, was ich für dich getan habe.“

Nachdenklich betrachtete er die Anlage. Er wurde zu alt für solche Spielereien, andere Interessen wurden vordringlicher. Willy grinste. „Ich weiß, was ich tun werde. Ich werde den ganzen Kram versilbern. Mit Geld kann man schon etwas anfangen.“

Willy verschwand in der Versenkung, tauchte neben der Platte auf, ging hinaus und polterte die Treppe hinunter.

*

Jetzt liegt unsere Stadt in tiefer Dunkelheit. Was sagst du dazu, Clyde? Alles war umsonst, die ganze Schufterei während der Nacht. Es gab nur einen kleinen Funken und etwas Gestank. Die Geschichte war so gefährlich wie der Strahl einer Wasserpistole.

Eigentlich hat es mich nicht überrascht. Der Polizist hat uns oft genug gewarnt. Bevor Willy ihn kaufte, lebte er in einer anderen Stadt. Dort hatten sie das gleiche versucht. Die Spannung reichte nicht aus, nicht für ihn. Schön, es hat nicht geklappt. Aber wir haben es wenigstens versucht,

Clyde. Wir hatten für kurze Zeit Hoffnung. Nun ist alles vorbei.

*

Inzwischen ist eine Woche vergangen. Von Patrick ist nicht viel übriggeblieben. Er liegt noch immer unter dem Trafo. Lefty hat es bestimmt auch erwischt, denn die Polizeiwache ist völlig eingedrückt. Keiner von uns hat genug Energie, um nachzusehen. Wir sind erledigt, Clyde. Für uns gibt es keine Hoffnung mehr, denn *er* hat den Stecker aus der Wand gerissen. Nicht das geringste bißchen Energie fließt in unsere Stadt. Aber hör dir den Lärm auf der Treppe an. Das ist nicht Willy allein. Wahrscheinlich bringt er eine ganze Herde sommersprossiger Burschen mit schmutzigen Fingernägeln herauf.

*

Willy Roberts rieb sich die Hände. Ein paar von den Jungen verfügten über ein ansehnliches Taschengeld. Er drängte einige allzu neugierige Jungen vom Tisch weg.

„Langsam! Die Anlage ist ziemlich wertvoll. Macht mir nichts kaputt.“

„Was soll die Tankstelle kosten?“ fragte Bruce.

„Wieviel willst du ausgeben?“

„Fünfzig Cents.“

„Abgemacht.“

Willy steckte das Geld ein und hob die Tankstelle von der Platte.

„Ich möchte den Weichensteller haben“, sagte Eddie Upman, ein wohlhabender Junge vom Ende der Straße.

Willy zögerte. Er und Humphry waren einmal Freunde gewesen. Aber er war kein Kind mehr und mußte all den Ballast abwerfen. Humphry hatte einmal fünf Dollar gekostet. Seitdem waren die Preise aber gestiegen.

Humphry landete in einem dunklen Beutel, und Willy steckte zwei Dollar ein.

Das Geschäft ging schleppend, die Preise sanken. Die Häuser gingen für fünfzig Cent weg, das Gebirge für einen Dollar.

Willy grinste. Er war jetzt erwachsen, ein richtiger Mann.

*

Da bin ich wieder, Clyde. Hast du gesehen, wie sie sich um mich gestritten haben? Ja, ich bin eine Königin. Die Männer werden verrückt, wenn sie mich nur sehen. Jetzt bin ich in einer anderen Stadt gelandet. Du würdest dir den Bauch vor Lachen halten, wenn du diese Stadt sehen könntest. Es ist eine Art Utopia. Mark Borden, das ist mein neuer Besitzer, kann sich nämlich keine richtige Modelleisenbahn leisten. Das Haus hat nicht einmal einen richtigen Boden. Einmal in der Woche holt er uns aus dem Karton, baut eine lumpige Kreisbahn auf und läßt seinen Zug über die verbogenen Schienen rattern. Die Häuser sind fast alle leer. Der Lokomotivführer winkt nicht, wenn er durch unsere Geisterstadt fährt, so verbittert ist er.

Ich sitze wie immer am Fenster und blicke hinaus. Dieses

Leben ist nicht langweilig, denn Mark hat eine Menge Soldaten und eine gewaltige Kanone. Er baut die Soldaten überall auf und schießt sie mit Murmeln nieder. Ab und zu reißt so ein Geschoß einem Soldaten glatt den Kopf ab. Er zielt auch auf mich. Das ganze Haus wackelt, wenn eine Kugel gegen die Wand donnert. Ich weiß nicht recht, was ich mir wünschen soll. Soll er mich immer verfehlen oder einmal richtig treffen? Mein Haus hat schon zwei große Löcher. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein Lärm der Kerl macht. Alles fliegt durcheinander.

Ich habe nur noch einen Wunsch, Clyde. Wenn du jemals zu Eddie Upman kommst, geh' zum Boden hinauf. Der Junge hat viel Geld. Das bedeutet eine große Platte mit vielen Häusern, Bäumen, Flüssen und schnittigen Zügen. Humphry ist jetzt bei ihm. Ich will nicht sentimental werden, Clyde, aber ich habe eine Bitte. Laß einmal aus Versehen den Strom eingeschaltet, nur die letzte Stufe, damit Humphry sich wieder einmal frei bewegen kann. Es wird ihm bestimmt gefallen.

Leben auf dem Mars

(ARTIFACT)

Ende August 1971 landete ein merkwürdiger Flugkörper auf einem geheimen Flugplatz in Neu-Mexiko.

Einige hundert Kilometer entfernt saß Dr. Dixon Sanders in seinem Büro und blickte über die Dächer der Universitätsgebäude in die dunstige Ferne. Er wußte nichts von dem Schiff, nichts von der Landung auf dem Mars und nichts von dem dort gefundenen Gegenstand.

Drei Tage später wurde er nach Washington gerufen. Von dort aus ging die Reise mit einem schnellen Militärflugzeug zu dem streng bewachten Flugplatz in Neu-Mexiko. Sanders sah einige Gebäude, einen leeren Platz, viel Stacheldraht und auffällig viele Wachsoldaten. Zwei Militärpolizisten geleiteten ihn in eins der Gebäude.

Sanders erinnerte sich sofort an seinen Militärdienst und riß fast die Hand hoch, um den General zu grüßen.

„Sie sind Dr. Sanders?“

„Ich bin froh, daß Sie so schnell gekommen sind. Nehmen Sie bitte Platz.“

Sanders betrachtete den energischen Mann hinter dem mit Papieren beladenen Schreibtisch. Er war ihm auf Anhieb sympathisch.

„Was ich Ihnen sage, muß natürlich unter uns bleiben, Sanders.“

„Selbstverständlich, General Ransom. Man hat mich schon in Washington darauf aufmerksam gemacht.“

„Okay.“ Der General zog einen Schreibtischkasten auf und legte ein braunes Kästchen auf den Tisch. Er zögerte

kurz und öffnete den Deckel. „Sagen Sie mir Ihre Meinung dazu, Dr. Sanders.“

Sanders blickte in das Kästchen. „Kann ich es herausnehmen?“

„Bitte.“

Sanders nahm den Gegenstand heraus und betrachtete ihn eingehend. Es war ein V-förmiger, bearbeiteter Stein.

„Nun?“

„Ich nehme an, es handelt sich um etwas Wichtiges.“

Der General nickte.

Sanders wählte seine Worte vorsichtig. „Es ist offenbar ein Werkzeug. Es besteht aus einem harten Gestein und diente wohl als Schaber. Häute wurden mit solchen Werkzeugen abgezogen. Dieses Werkzeug ist nichts Ungewöhnliches.“

Der General lehnte sich vor. „Wie alt ist dieses Werkzeug?“

Sanders zuckte die Schultern. „Schwer zu sagen. Diese Werkzeuge wurden sehr lange benutzt. Der Stein kann hunderttausend Jahre alt sein, aber auch aus der Neuzeit stammen. Wenn Sie mir den Fundort und die näheren Umstände erklären, kann ich vielleicht helfen.“

„Dieses Werkzeug wurde mitten in einer Wüste gefunden.“

„In diesem Falle dürfte die Bestimmung des Alters nicht leicht sein.“

„Es handelt sich ganz bestimmt um ein Werkzeug?“

„Selbstverständlich. Ich kann mir aber nicht vorstellen, warum sich das Militär für primitive Kulturen interessiert.“

„Es hängt davon ab, wo sich diese primitiven Kulturen befinden.“

„Sind die Apachen wieder auf dem Kriegspfad?“

„Wenn es nur die Apachen wären!“ seufzte der General.
„Sie sind Archäologe, Dr. Sanders. Was würden Sie tun, wenn Sie das Alter dieses Werkzeuges bestimmen wollten?“

„Ich würde die Fundstelle eingehend untersuchen.“

„Würden Sie einen solchen Auftrag übernehmen?“

„Wenn es wichtig ist. Ich habe allerdings ein Lehramt. Wo ist das Ding hier gefunden worden?“

Der General blickte Sanders lange an, ehe er sich zu einer Antwort entschloß.

„Auf dem Mars!“

Sanders starrte sein Gegenüber an. „Aber das bedeutet ja ...“

„... daß wir auf dem Mars gelandet sind“, vollendete der General den Satz.

Sanders beruhigte sich bald. Eigentlich war es keine Überraschung, denn die Öffentlichkeit wartete schon seit langem auf eine Erfolgsmeldung. Aber das Werkzeug in seinen Händen gab ihm zu denken.

„Warum gerade ich? Ich bin kein Raumfahrer.“

„Das will ich Ihnen sagen. Die Aufklärung eilt. Wir dürfen den Fund nicht lange geheimhalten, sonst bekommen wir Ärger mit den Vereinten Nationen. Wir wollen aber erst wissen, was es mit dem Fund auf sich hat.“

„Es gibt eine Menge Archäologen.“

„Wir können Sie natürlich nicht dazu zwingen.“

„Warum haben Sie mich gewählt?“

„Sie sind vertrauenswürdig, Sanders. Außerdem sind Sie ein ausgezeichnete Fachmann, Sie sind gesund und ...“

„Und?“

„Sie sind geschieden.“

Sanders ließ sich nicht anmerken, welchen Stich ihm diese Bemerkung versetzte.

„Ihre Eltern leben nicht mehr, zu Ihrem Sohn haben Sie keine besonders engen Beziehungen.“

„Das stimmt.“

„Sie arbeiten außerdem an einer kleinen Universität. Ihre Abwesenheit wird also nicht auffallen.“

„Mit anderen Worten: es wird nicht auffallen, wenn ich nicht mehr zurückkehre.“

„Ich würde es nicht so kraß ausdrücken, Sanders.“

Sanders legte das Steinwerkzeug in den Kasten zurück. „Ich werde tun, was ich kann, General.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Sie brauchen auch keine Angst zu haben. Wir bringen Sie wieder auf die Erde zurück. Colonel Ben Cooper wird die Maschine fliegen. Er hat die erste Landung auf dem Mars gemacht. Wir haben Platz für drei Mann. Sie können sich also einen geeigneten Mitarbeiter aussuchen.“

Sanders zögerte keinen Augenblick. „Das kann nur Ralph Carteries sein. Er wohnt in Santa Fé, ist achtund-dreißig Jahre alt und ein ausgezeichnete Mann auf seinem Gebiet. Außerdem ist er unverheiratet.“

Der General schrieb alles auf und nickte. „Können Sie Ihre Angelegenheiten in zehn Tagen geregelt haben?“

„Ganz sicher.“

Die beiden Männer verabschiedeten sich mit einem kräftigen Händedruck.

*

Die zehn Tage gingen schnell vorüber. Sanders machte ein Testament, deponierte es bei seinem Anwalt und machte einen kurzen Angelurlaub. Während dieser Zeit rief er seinen Sohn Mark an. Es war ein Gespräch ohne Herzlichkeit. Er war froh, als er es hinter sich hatte.

*

Das Raumschiff startete zur festgesetzten Sekunde und jagte senkrecht in den Himmel. Schon nach einer Stunde war kein blauer Himmel mehr da.

Sanders dachte über sich nach. Er war vierzig Jahre alt. In dem Raumschiff fühlte er sich nicht ganz wohl. Hier war einfach nicht sein Platz. Auf dem Bildschirm sah er die Unendlichkeit des tiefschwarzen Raumes, die unzähligen Lichtpunkte, eine gleißende Sonne. Er kam sich einsam und verloren vor.

Der Atommotor arbeitete geräuschlos, doch das ungeheuer schnelle Vibrieren machte sich im Laufe der Zeit unangenehm bemerkbar. Magnete hielten ihn fest, aber die Folgen der Gewichtslosigkeit waren trotzdem spürbar. Erst ein Schluck Bourbon half ein wenig.

Ralph Carteries war ein muskulöser, blonder Riese. Ben Cooper nannte ihn „die größte Masse“ im Schiff. „Jetzt können wir uns endlich in Ruhe über das verdammte Steinwerkzeug unterhalten“, sagte er.

Sanders nickte. „Es kann einfach sein oder auch nicht, Ralph. Hier ist noch einmal die Vorgeschichte. Ein Raum-

schiff landet auf einem wahrscheinlich unbewohnten Planeten. Der Pilot findet nur Wüsten und eine für uns ungeeignete Atmosphäre. Kein Mensch kann dort existieren, wenigstens keiner von unserer Art. Aber der Pilot stolpert gleich bei seinen ersten Schritten über ein Steinwerkzeug. Es ist ein Wunder.“

„Vielleicht auch nur ein schlechter Scherz.“

„Daran habe ich auch gedacht. Aber wer soll unserem guten Cooper das Ding vor die Füße geworfen haben? Vor ihm war noch nie einer auf dem Mars. Wir müssen uns schon eine bessere Erklärung einfallen lassen.“

„Vielleicht wurde das Ding von einer Expedition zurückgelassen. Wahrscheinlich gibt es noch mehr Kulturen, die Raumschiffe hervorbringen können.“

„Und ausgerechnet eine solche Expedition läßt ein primitives Steinwerkzeug zurück? Ich habe eine bessere Erklärung. Das Werkzeug ist vor undenklichen Zeiten auf den Mars gebracht worden – und zwar von der Erde.“

„Unglaublich, was manche Leute für Phantasie entwickeln“, stöhnte Ralph. „Komm jetzt bloß nicht mit Geschichten von untergegangenen Zivilisationen, Atlantis und so weiter.“

„Wir müssen alles in Erwägung ziehen. Möglicherweise wurde das Werkzeug von der Erde geholt. Diejenigen, die es holten, sind längst verschollen und vergessen. Vielleicht gab es hier einmal blühendes Leben.“

„Dann müßten Spuren zu finden sein.“

„Natürlich! Auch Troja mußte ausgegraben werden.“

„Alles graue Theorie“, sagte Ralph.

„Es gibt noch mehr Möglichkeiten“, fuhr Sanders fort.

„Nehmen wir an, die Menschheit stammt vom Mars. Als das Wasser knapp wurde, suchten sich die Marsbewohner eine neue Heimat auf der Erde.“

Ralph Carteries schüttelte heftig den Kopf. „Es gibt Gegenbeweise. Denke an den Australopithecus, den Pithecanthropus, den Sinanthropus und den Neandertaler!“

„Du kannst mich nicht von meiner Annahme abbringen, Ralph. Irgendeine galaktische Zivilisation hat das Ding mit Absicht zurückgelassen, wahrscheinlich als Intelligenztest für spätere Finder.“

„Du bist ein Phantast.“

„Was denken Sie wirklich, Doc?“ fragte Cooper.

Sanders zuckte die Schultern. „Ich weiß es nicht.“

Sie sprachen nicht mehr darüber und pokerten mit magnetisierten Karten auf einem Metalltisch. Die Reise dauerte lange.

*

Siebzehn Tage später zogen sie die Schutzanzüge an und stiegen aus. Die Stille war unheimlich, denn es wehte nicht der geringste Hauch. Das Schiff war in einer braunroten Wüste gelandet. Es gab einige genügsame Pflanzen mit steinharten Blättern und gelegentlich ein paar weißen Blüten. Der Landeplatz lag auf einem steinigen Plateau, von dem sie die unendlich scheinende Wüste überblicken konnten. Der Himmel war dunkelblau, direkt über den Köpfen fast schwarz; in der Ferne schwebte eine schmutziggelbe Wolke.

Sanders sah sich blinzelnd um. Zum Glück hatte die Sichtscheibe Filter, die die Augen schützten. Die Sonne

leuchtete grell in jede kleine Spalte und brannte unbarmherzig auf die wenigen Pflanzen herab.

Sanders war überwältigt. Er erkannte die Einmaligkeit des Erlebnisses. Den beiden Männern neben ihm schien es nicht anders zu gehen. In ihren Schutzanzügen wirkten sie wie ungeschickte Monster.

„Machen wir uns auf die Suche nach der Nadel im Heuhaufen“, hörte er Ralph sagen. Die Stimme klang merkwürdig gepreßt und unnatürlich aus dem winzigen in den Helm eingebauten Lautsprecher.

Die Aufgabe kam ihm plötzlich sinnlos vor. Auf der Erde gab es noch vieles zu erforschen, aber er stand nun auf einem großen Planeten und sollte etwas Bestimmtes suchen. Plötzlich wurde ihm bewußt, wie groß der Mars war.

„Können Sie die Stelle beschreiben, wo das Werkzeug lag, Ben?“ fragte er den Piloten.

Cooper schüttelte den Kopf. „Ich bin ungefähr in der gleichen Gegend niedergegangen. Die Stelle kann sich in einem Umkreis von fünfzig Meilen befinden. Mit dem Hubschrauber müßten wir sie finden. Ich habe die Stelle mit Steinen markiert.“

Sanders sah sich unsicher um. Im Augenblick herrschte Windstille. Er wußte aber, daß es auf dem Mars gewaltige Sandstürme gab. Die Umstände waren für einen Archäologen alles andere als günstig.

„Was machen wir, Ralph?“

Ralph stemmte die Hände in die Hüften. „Der Schaber wurde an der Oberfläche gefunden. Es hätte wenig Sinn, im Sand herumzuwühlen. Wo das Ding gelegen hat, muß noch mehr sein.“

Sanders sah sich um. Sie konnten überall anfangen. Er bestaunte die Pflanzen. Sie mußten sehr tiefe Wurzeln haben, denn die Oberfläche war absolut trocken.

Die drei Männer trennten sich und gingen in verschiedenen Richtungen auf die Suche.

Sanders sehnte sich nach einer Zigarette. Sonst fühlte er sich aber ganz wohl. Er liebte die einsame Arbeit irgendwo in einer öden Gegend.

Die Sonne stand schon tief über dem Horizont, als er endlich etwas entdeckte und seine Gefährten zu sich rief. Er rührte nichts an und wartete. Ralph und Ben kamen heran und knieten nieder.

Viel war es nicht, was sie sahen. Sanders hatte eine etwas dunklere Stelle gefunden. In der Mitte der kreisrunden Stelle wuchs eine grüne Blume, und neben der Blume lagen Steinsplitter.

„Holt die Kamera!“ sagte Sanders aufgeregt.

*

Die Nacht war kalt und unheimlich. Die Männer schliefen im Schiff. Phobos wurde sichtbar, machte aber keinen großen Eindruck auf die Männer.

Am nächsten Tage begannen sie mit der mühseligen Arbeit. Sanders und Ralph kratzten den Boden Zentimeter um Zentimeter ab. Cooper hielt erst den Atem an, doch nach sechs Stunden ergebnisloser Arbeit wurde das Zusehen sehr langweilig. Der Sand wurde durch ein feines Sieb geschüttelt, damit nichts übersehen werden konnte.

Am ersten Tage fanden sie einen Steinsplitter.

Der zweite Tag wurde eine Enttäuschung, aber am dritten Tage stieß Ralph in einer Tiefe von dreißig Zentimeter auf etwas Hartes. Er steckte seinen Kratzer ein und setzte die Arbeit mit einem weichen Pinsel fort.

Sanders sah interessiert zu. Er hatte solche Szenen schon oft erlebt, nur nicht in so seltsamer Umgebung.

Ralph legte eine Waffenspitze frei. Sie maßen alles genau ab, zeichneten eine Karte und photographierten den Gegenstand, ehe sie ihn aufhoben. An den gut ausgearbeiteten Widerhaken war zu erkennen, daß es sich um eine Waffe handelte.

„Eine Pfeilspitze?“ fragte Ben.

„Dafür ist das Ding zu groß“, antwortete Ralph. „Obwohl die Spitze abgebrochen ist, mißt es fast zehn Zentimeter.“

„Vielleicht war es doch eine Pfeilspitze, und zwar die eines Riesen.“

„Laß den Unsinn, Sanders!“

Sanders registrierte den Fund und packte ihn sorgfältig ein. Sie arbeiteten fieberhaft weiter, fanden aber nichts mehr.

Zehn Tage wühlten sie die nähere Umgebung des Fundortes um und fanden eine weitere Spitze, zwei Schaber und einen Knochen. Der Knochen war sehr klein und bestimmt kein Menschenknochen. Töpfe oder sonstigen Hausrat fanden sie nicht.

„Der Knochen läßt sich diaologisch untersuchen“, sagte Sanders nachdenklich. „Das Zeug hier muß sehr alt sein.“

Ralph nickte. „Diese Sachen sind nicht erst hergeschleppt und eingegraben worden. Es muß sich um einen

alten Lagerplatz handeln. Viel läßt sich allerdings noch nicht sagen.“

„Es hat demnach Marsbewohner gegeben“, sagte Ben Cooper verblüfft.

Sanders ging bis an den Rand des etwa erhöhten Plateaus und blickte in die Wüste hinaus. Er war sehr nachdenklich geworden.

*

Es war nicht sehr schwer, weitere Fundorte ausfindig zu machen. Nach einiger Zeit machten sie Flüge in verschiedene Richtungen. Es war überall das gleiche. Sie fanden Reste von Werkzeugen, die sie auf der Erde in die Periode der Steinzeit eingereiht hätten. Es ließen sich aber trotz intensiver Suche keine Anzeichen einer Landwirtschaft finden. Es gab auch keine Töpfe und keine Menschenknochen.

Die Menschen mußten in diesem wasserlosen Land weit verstreut und in kleinen Gruppen gelebt haben. Das Leben dieser Menschen mußte ein ständiger Kampf gegen die grausame Umwelt gewesen sein.

Das Fehlen von Skeletten war nicht verwunderlich, denn solche Funde sind überall selten, wenn es um den Beweis vom Existieren uralter Rassen geht.

Eines Tages sahen sie eine Schlange. Sie verschwand aber blitzschnell zwischen den Steinen und tauchte nicht mehr auf.

„Jetzt bleibt nur noch die Frage zu klären, ob wir es mit einer ausgestorbenen Lebensform zu tun haben oder nicht“, sagte Sanders.

„Das habe ich mich auch schon gefragt“, murmelte Cooper. „Bei uns gibt es noch uralte Pueblos, aber die Nachkommen der Bewohner dieser Pueblos leben noch.“

Ralph setzte sich auf einen Stein. „Sie sind untergegangen“, sagte er entschieden. „Wohin hätten sie flüchten sollen?“

„Wenn du auf der Erde eine Siedlung suchen würdest, wonach würdest du dich richten?“ fragte Sanders.

„Nach Flußläufen. Der Mensch braucht Wasser.“

„Richtig. Gibt es hier irgendwo Wasser?“

„Nur an den Polen“, sagte Ben Cooper.

Sanders warf noch einen Blick auf das öde Land. „Dann los!“

Ben Cooper blieb beim Raumschiff. Es war vernünftiger, einen Mann in Reserve zu halten. Über Sprechfunk konnten sie ohnehin ständig miteinander in Verbindung bleiben. Sanders und Ralph flogen mit dem Hubschrauber los.

Sie benötigten drei Tage. Aus der Luft sah das Land noch öder aus. Nirgendwo sahen sie Tiere oder auch nur Spuren von Lebewesen. Ein Sandsturm heulte über die Ebene. Sie stiegen höher und flogen über den gewaltigen Sandwirbel hinweg.

Es gab keine Kanäle, nicht einmal lange Rillen, die aus der Ferne wie Kanäle wirken konnten. Die Marskanäle waren demnach nur eine Täuschung.

Es wurde sehr kalt. Eiskristalle hingen in der Luft und klirrten gegen die Scheiben der Kabine. Die Wüste wurde fleckig; stellenweise gab es mit spärlicher Vegetation bedeckte Sümpfe.

Sie landeten am Rande des Eisgürtels und krochen über glatte, mit Moos bewachsene Felsen. Die Landschaft glich einer Gebirgszone oberhalb der Baumgrenze.

Sie hörten das leise Knistern der Eiskristalle, sonst nichts. Links von sich sah Sanders die glatte Eisfläche eines Gewässers. Der Schutzanzug hielt die Körpertemperatur und schützte auch gegen Feuchtigkeit. Er fand es merkwürdig, daß bei der Kälte keine Kondensfahne vor dem Mund stand, aber er gewöhnte sich schnell daran.

„Haben wir ein Seil, Ralph?“

„Mal nachsehen.“

Sie fanden ein Seil und einen Ring, den sie aufschweißten und zu einem Haken bogen. Dann gingen sie auf das Eis hinaus und brannten ein Loch in die starke Eisschicht. Darunter befand sich klares Wasser.

Sanders befestigte ein Stück Büchsenfleisch am Haken und ließ ihn hinab.

Sie mußten sehr lange warten und immer wieder das Eis aufhacken.

Erst nach zwei Stunden fühlte Ralph einen Ruck. Der Ruck kam sehr plötzlich und riß ihn fast um.

Zehn Minuten später zertraten sie einen Fisch aus dem Loch. Einen schöneren Fisch hatte Sanders nie gesehen. Da sie den Fisch nicht töten wollten, warfen sie ihn wieder ins Loch und befestigten das Seil an einem Felsbrocken.

„Es gibt also Nahrung“, sagte Sanders triumphierend.

Ralph deutete auf ein schnell über das Eis rutschendes Tier. Es handelte sich offenbar um einen flinken Fischotter, der schnell wieder verschwand.

„Wo Leben ist, halten sich auch höhere Wesen auf“, murmelte Sanders. „Wenn wir sie finden, dann hier.“

*

Drei Tage später sahen sie ihn. Er stand kaum dreihundert Meter vom Hubschrauber entfernt auf dem Eis.

Es war zweifellos ein Mann.

„Wir dürfen ihn nicht erschrecken“, flüsterte Ralph.

Der Mann hatte keine Angst. Er war höchstens ein Meter zwanzig groß und mit schwarzen Fellen bekleidet. Er hielt einen Speer in der Hand und wartete. Sein Gesicht war bartlos und auffällig weiß.

„Warum sollte er sich ängstigen? Er hat noch nie einen Fremden gesehen“, flüsterte Sanders. „Wir werden ihm den Fisch geben. Ich gehe allein.“

Sanders zog den Fisch hoch und ging auf den kleinen Mann zu. Er ging so dicht an ihn heran, daß er den Fremden berühren konnte. Dann hielt er ihm den Fisch entgegen und lächelte.

Der Kleine nahm den Fisch, tötete ihn mit einem geschickten Griff und steckte ihn in einen Fellbeutel. Danach legte er seinen Speer aufs Eis, holte einen Kamm aus seiner Kapuze und reichte ihn Sanders.

„Sanders“, sagte der Archäologe und deutete auf sich.

„Narn“, antwortete der Mann und wiederholte die Geste. Seine Stimme klang etwas hoch, aber sehr harmonisch.

Er kennt eine Sprache, dachte Sanders. Er ist ein Mensch und kommt aus irgendeiner Ansiedlung. Städte kann es

hier nicht geben, weil das Land nur kleine Gruppen ernähren kann. Was soll jetzt aus diesen Leuten werden, nachdem sie uns kennengelernt haben?

Die Einsamkeit wirkte deprimierend. Die Kälte drang nun sogar durch die Schutzanzüge.

Der mit schwarzen Fellen bekleidete Mann deutete auf den Hubschrauber.

„Was will er?“ fragte Ralph.

Narn zeigte auf sich und dann auf den Hubschrauber. Dann beschrieb er mit einer Hand einen großen Bogen nach oben und wieder zum Boden zurück. Er sprach aufgeregt, aber die beiden Männer von der Erde konnten kein Wort verstehen.

„Er weiß, daß wir vom Himmel gekommen sind. Offenbar will er sich den Hubschrauber genauer ansehen.“

Narn machte sieb unaufgefordert auf den Weg. Die beiden Männer folgten ihm. Narn betastete den Hubschrauber und wollte ihn sogar anheben.

„Angst hat er jedenfalls nicht“, brummte Ralph.

„Es sieht fast so aus, als wollte er damit fliegen.“

Narn bestätigte diese Vermutung mit einer deutlichen Geste. Er zeigte aufgeregt nach oben und grinste breit.

„Okay“, sagte Sanders und stieg ein. „Wir behalten die Schutzanzüge an und drehen die Fenster herunter.“ Narn blickte mißtrauisch auf die Riemen, mit denen er an den Sitz geschnallt wurde, aber er ließ es sich gefallen.

Ralph ließ den Hubschrauber senkrecht aufsteigen und in fünfhundert Metern Höhe über das felsige und eisige Land gleiten.

Narn saß auf seinem Sitz und starrte fasziniert nach un-

ten. Erst nach fünf Minuten bewegte er sich und sagte ehrfürchtig: „Sanders.“

Sanders drehte sich um. Narn zeigte auf den Steuerknüppel und dann auf sich.

„Das kann doch nicht wahr sein!“ stöhnte Ralph. „Er will den Hubschrauber fliegen. Er kann es sogar.“

„Woher willst du das wissen? Er hat nie zuvor einen Hubschrauber gesehen!“

„Sanders ... Sanders!“ Narn gab keine Ruhe.

„Er ist einer der letzten Überlebenden seiner Rasse“, meinte Sanders nachdenklich. „Er lebt unter sehr widrigen Lebensbedingungen.“

„Ein Mensch kann nicht seinen Speer wegwerfen und ohne weiteres in einen Hubschrauber umsteigen“, antwortete Ralph.

„Er ist anders als wir.“

Ralph zuckte mit den Schultern und schnallte sich ab. Dann löste er Narns Gurte. „Wenn du dir unbedingt das Genick brechen willst ...“, sagte er mürrisch.

Narn schob sich an Ralph vorbei und setzte sich in den Pilotensitz. In seinen Fellen sah er auf diesem Platz merkwürdig aus. Er war so klein, daß die Rückenlehne seinen Kopf überragte.

Narn machte die Bewegungen nach, die er gesehen hatte. Er mußte sich strecken, um das Fußpedal zu erreichen. Der Hubschrauber ging in einen steilen Sturzflug über. Ralph wollte eingreifen, wartete aber noch, denn Narn blieb völlig gelassen und fing den Hubschrauber geschickt ab.

Sanders sackte in seinem Sitz zusammen und faßte sich an den Kopf. „Unglaublich!“

Narn jagte den Hubschrauber hin und her. Der eisige Wind fegte durch die Kabine, doch es schien ihm nichts auszumachen. Narn hatte etwas gefunden, das ihn begeisterte.

Nach zwanzig Minuten flog er den Hubschrauber zu der Stelle zurück, an der er die Steuerung übernommen hatte. Seinem Gesicht war die Anspannung anzumerken; Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Für ihn war es in der offenen Kabine noch zu warm.

Nach der Landung umarmte er die beiden Männer von der Erde und murmelte immer wieder seinen Namen. Er war sehr stolz auf sich und sein Abenteuer.

Nach einiger Zeit deutete er über das Eis und gab den Männern zu verstehen, daß sie ihm folgen sollten. Ralph zögerte, denn das Verhalten des kleinen Mannes gab ihm zu denken.

„Einer von uns muß bei der Maschine bleiben“, sagte er schließlich.

Sanders war damit einverstanden und sagte: „Ich gehe mit ihm, Ralph. Ich nehme ein Sprechfunkgerät mit und lasse es eingeschaltet, damit du mich ständig anpeilen kannst. Wenn ich nach vierundzwanzig Stunden nicht zurück bin, kannst du eingreifen.“

„In Ordnung.“ Ralph machte ein sorgenvolles Gesicht. „Paß auf dich auf“, sagte er warnend. „Wir dürfen diesen Burschen nicht unterschätzen.“

Sanders und Narn machten sich auf den Weg über das violettfarbene Eis. Es wurde kalt. Sanders fror erbärmlich. Ohne seinen Schutzanzug wäre er schon nach kurzer Zeit verloren gewesen. Die lebensfeindliche Umgebung wirkte

deprimierend und machte ihn schwermütig. Er hatte noch nie eine so grausame Einsamkeit erlebt. Dazu kam noch das Problem. Er war auf einen Vertreter einer völlig isolierten Kultur gestoßen. Und dieser primitive Mann hatte eine völlig fremde Maschine bedient. Sanders erinnerte sich an seinen Flugunterricht. Er hatte viele Stunden benötigt, um das Gefühl für die Maschine zu bekommen.

Der Weg war beschwerlich. Sie wanderten drei Stunden durch das Land, bis sie endlich ein in Eis und Felsen eingebettetes Tal erreichten. Sanders wurde wieder munter, denn in den Felswänden sah er schwarze Löcher, anscheinend Wohnhöhlen.

Wenig später standen sie vor einer dieser Höhlen. Sanders konnte nichts erkennen und zögerte. Narn zog ihn freundlich lächelnd in die Dunkelheit hinein.

Nach zwanzig Schritten bemerkte Sanders eine aus Knochen und Fellen gefertigte Tür. Narn öffnete diese Tür durch Druck auf drei verschiedene Stellen.

Ein mildes grünes Licht erhellte die Vorhöhle und den vor den Männern liegenden Gang. Dieser Gang erweiterte sich bald zu einer großen Höhle. Sanders blickte nach oben und entdeckte die Lichtquelle. Es waren grünlich leuchtende Felsen. Sie waren anscheinend natürlichen Ursprungs und von Menschen in die Felsendecke eingefügt worden. Die geschickte Anordnung überraschte ihn.

Hinter dieser Höhle befand sich ein noch größerer Raum, in dessen Mitte ein Feuer brannte. Neben dem Feuer saß eine Frau mit einem Kind. An den Wänden sah Sanders die Eingänge zu kleineren Nebenhöhlen.

Dann erblickte er etwas, das ihm den Atem verschlug:

ein Spielzeug! Das Kind hielt einen Wagen mit Rädern in den Händen.

Großer Gott! dachte er. Ich finde eine Steinzeitkultur in einer Höhle, und das Kind hat einen kleinen Wagen in den Händen.

An der Wand stand ein Schlitten mit Knochenkufen, ein zweifellos für diese Landschaft geeignetes Transportmittel.

„Sanders“, sagte Narn und zeigte auf seinen Begleiter. Die Frau nahm ihr Kind auf und wich scheu bis zu einem mit kristallklarem Wasser gefüllten Becken zurück.

Sanders blieb unschlüssig stehen.

„Nicht Angst!“ sagte Narn freundlich.

Er lernt unsere Sprache unheimlich schnell. Was ist das für ein Mensch?

Der Junge löste sich von seiner Mutter und kam auf Sanders zu. Er berührte den rechten Handschuh und lächelte.

Das löste Sanders aus der Erstarrung. Er ging näher an das Feuer heran und ließ sich nieder. Auch das Feuer setzte ihn in Erstaunen. In einer mit Fett gefüllten Steinschüssel schwammen mehrere brennende Dochte. Die Frau wurde zutraulicher und setzte sich ebenfalls wieder an ihren Platz. Sanders spürte eine geheime Verbindung zwischen sich und diesen Leuten; er kam sich nicht mehr so einsam und verloren vor. Die Atmosphäre war beruhigend, die flackernden Schatten an den Wänden erschreckten ihn nicht, im Gegenteil, sie gaben ihm ein Gefühl der Geborgenheit.

Die Erschöpfung machte sich bemerkbar. Erst jetzt spürte er, wie sehr die körperliche und geistige Anspannung ihn mitgenommen hatte.

Er saß einfach da, entspannte sich und lächelte. Worte waren überflüssig, denn seine Gastgeber verstanden ihn auch so. Schließlich legte er sich nieder und schlief ein.

Harter Felsboden ist aber keine gute Unterlage. Außerdem war er zu aufgepeitscht, um wirklich Ruhe zu finden. Immer wieder schreckte er hoch und sah sich verwirrt um.

Seine Glieder schmerzten. Er blieb trotzdem liegen und ordnete seine Gedanken.

„Sanders!“

Narn saß neben ihm.

„Ich bin wach. Leidest du an Schlaflosigkeit, Narn?“

Narn runzelte die Stirn. Er verstand das Wort nicht, prägte es sich aber für zukünftigen Gebrauch ein. Er stand auf und zeigte auf einen der von der Haupthöhle abzweigenden Gänge. „Komm!“

Sanders erhob sich ächzend und folgte Narn in das dunkle Loch. Der Gang war nicht völlig dunkel, doch nach dem hellen Licht des Feuers mußten sich die Augen erst an das Dämmerlicht gewöhnen. Sanders nahm an, daß Narn ihm etwas zeigen wollte.

Plötzlich standen sie in einer großen Höhle. An der Decke leuchteten grüne und gelbe Steine. Es war eine phantastische Märchenhöhle von einmaliger Schönheit.

Narn blieb stehen und deutete nach vorn.

Sanders vergaß seine Müdigkeit und seine Schmerzen. Er hielt den Atem an, bis das Blut in den Schläfen pochte, und starrte auf die Wände. Er sah Bilder von einmaliger Natürlichkeit. Ein Mann sah ihn mit humorvollen braunen Augen an, ein Fisch sprang aus einem See in die Höhe,

ein Sandsturm fegte über eine weite Ebene, am dunklen Himmel leuchteten klare Sterne in außerordentlicher Pracht.

Diese Bilder waren Träume! Er mußte sich mit Gewalt erinnern, daß er nur Bilder sah. Die Farben waren aber so natürlich und die Einzelheiten so meisterhaft dargestellt, daß die Bilder unwahrscheinlich lebendig wirkten. Der Gesamteindruck wurde durch die leuchtenden Steine noch verstärkt. Sanders staunte über die Perspektiven, über die unnachahmliche Meisterschaft dieser Kunstwerke.

Aber das war nicht alles.

Unter den Bildern befanden sich Streifen mit streng geometrischen Mustern. Es handelte sich offenbar um eine Schrift. Unter den Streifen lagen Eingänge zu weiteren Höhlen.

Sanders staunte. Er sah die abgebildete und beschriebene Geschichte einer untergegangenen Kultur. Wie alt waren diese Bilder? Er sah auch Zeichen, die ihn an die Symbole der Mathematik erinnerten.

Er setzte sich hin, so beeindruckt war er von dem Anblick. Narn hatte den Hubschrauber geflogen, der Junge besaß als Spielzeug einen Wagen – und nun das!

Es war ein Wunder.

Was er in dieser Höhle sah, ließ sich in keiner Weise mit den Zeichnungen an den Wänden der ältesten Höhlen auf der Erde vergleichen.

Hatte er eine andere Art entdeckt?

„Es gefällt dir?“ fragte Narn. Seine Augen blitzten humorvoll.

Sanders nickte betroffen. Jedes Wort aus dem Munde

dieses Mannes überraschte ihn. „Sehr“, murmelte er. „Gibt es noch mehr davon?“

Narn führte ihn lächelnd in eine andere tief unter dem Eis verborgene Felsenhöhle.

*

Sanders vergaß seine im Hubschrauber wartenden Gefährten und die vereinbarte Frist. Er erinnerte sich erst daran, als er wieder unter dem dunklen Himmel mit den gleißenden Sternen stand. Die Kälte kroch wieder durch den Schutzanzug und dämpfte die kochende Erregung. Er sah sich in einer kalten, hoffnungslosen Welt.

In den Augen Narns stand eine unausgesprochene Hoffnung. Sanders wußte, was der kleine Mann hoffte. Er nickte zustimmend und rief Ralph zu sich.

Wenig später tauchte der Hubschrauber am Himmel auf und wurde durch Funk in das Tal der Höhlen geführt. Die Maschine mit den rotierenden Flügeln wirkte wie ein Symbol einer neuen Zeit. So war es auch, denn für die Männer von der Erde wie für Narn war eine neue Zeit angebrochen. Sanders sagte nichts. Er stand still da und blickte zu den unzähligen Sternen empor – demütig und zugleich stolz und glücklich. Die Welt ist voller Wunder, dachte er und ging Ralph entgegen, der ihn fragend musterte.

Retter der Zukunft

(A STAR ABOVE IT)

Der Raum war solide eingerichtet. Der Fußboden bestand aus Hartholz, die Wände aus poliertem Nadelholz zeigten die Muster knorriger Äste. Auf dem Boden lagen einige Navajo-Teppiche, an den Wänden hingen kostbare Bilder.

Wade Dryden lehnte sich vor. Sein Gesicht spiegelte Überraschung und Ungläubigkeit wider. Die solide Einrichtung des Zimmers gab ihm den Halt, den er in diesem Augenblick benötigte.

„Was haben sie gefunden?“ Er stellte die Frage, obwohl er alles genau verstanden hatte.

„Pferde“, antwortete Hank Chamisso. Seine hageren Hände trommelten auf der Schreibtischplatte. Es war eine Angewohnheit, die er nicht lassen konnte.

„Und wann?“

„Nach unserem Kalender im Juni.“ Hanks Augen lagen in tiefen dunklen Höhlen, doch die Augen selbst waren klar und wach. „Im Juni 1445! Das Datum steht außer Zweifel, Sie wurden von einer der üblichen Suchgruppen entdeckt. Zur Sicherheit wurde alles noch einmal überprüft. Dave Toney hat den Abschlußbericht geschrieben.“

„Ich kenne ihn.“ Wade Dryden spürte ein leeres Gefühl im Magen.

„Der Fundort liegt in Zentralmexiko“, fuhr Hank Chamisso fort. „Denke nur nicht, ich mache Witze. Ich habe den Weltrat im Nacken und kann mir solche Spaß nicht erlauben.“

„Was hast du unternommen?“

„Was kann ich denn tun? Die Sicherheitsabteilung prüft die Zeit von 1300 bis jetzt. Vierhundert Wissenschaftler sind bei der Arbeit, einige davon im Mesozoikum, drei sogar im Paleozoikum. Wir können sie nicht einfach zurückholen.“

„Weiß der Rat, wie ernst die Lage ist?“

„Keine Ahnung. Es ist aber nur eine Frage der Zeit.“

„Laß mich den Rest erraten“, knurrte Wade. „Du hast mit der Zeit-Sicherheitskommission verhandelt. Senator Winans ist der Meinung, daß ich mich freiwillig zur Verfügung stellen werde.“

„Das stimmt.“ Chamisso trommelte weiter. „Wir werden deine Pension erhöhen – wenn du zurückkommst.“

„Muß ich allein gehen?“

„Anders läßt es sich nicht machen.“

Wade stand auf und lief unruhig auf und ab. Sein hochgewachsener hagerer Körper wirkte entspannt, doch das war nur Schein.

„Pferde!“ knurrte er.

Chamisso schlug einen Aktendeckel auf, nahm ein dreidimensionales Bild und schauderte.

*

Es war eine für einen Zeitpaß gemachte sehr gute Aufnahme. Das Gesicht wirkte so natürlich, daß Wade einen Kopf in der Hand zu halten schien. Das Gesicht lächelte. Er sah harte Züge, blaue Augen und gepflegtes weißes Haar.

„Wie heißt er?“

„Daniel Hughes, genannt Dan. Er ist ungefähr sechzig Jahre alt. Er ist mit einer Genehmigung unseres Büros in

Cincinnati unterwegs. Er ist gründlich überprüft worden. Dan ist ein guter Historiker mit einer wirklich umfassenden Ausbildung. Er ist Spezialist für mittel- und südamerikanische Kulturen.“

„Hat er alle Tassen im Schrank?“ fragte Wade nach einem weiteren Blick auf das Bild.

„Er ist völlig normal, sogar außergewöhnlich stabil und durch nichts aus der Ruhe zu bringen.“

„Also kein Bursche, der sich einen schlechten Scherz erlauben würde?“

„Das kann keiner wissen. Es hat noch nie einer versucht. Verschiedenartige Verbrechen ziehen verschiedenartige Persönlichkeiten an.“

„Du würdest es als Verbrechen bezeichnen?“

„Als was sonst?“

„Du würdest einen Kerl, der die Welt in Brand steckt, als Pyromanen bezeichnen“, sagte Wade lachend.

„Wahrscheinlich.“

Wade sah Chamisso abschätzend an. Er kannte ihn schon seit dreißig Jahren, doch er überraschte ihn immer wieder.

„Wo hat er die Pferde? Wieviel sind es überhaupt?“

„Ungefähr fünfzig Stück sind gemeldet worden, Stuten und Hengste. Die genaue Zahl steht aber nicht fest.“

„Kann er sie nicht von Anfang an gehabt haben?“

Chamisso schüttelte den Kopf. „Das Büro in Cincinnati kann kaum fünfzig Pferde übersehen haben. Irgend etwas ist aber schiefgegangen, und irgend jemand wird seinen Kopf hinhalten müssen. Vielleicht hat er auf dem Rückweg Station gemacht, so um 1800. Es gibt keinen Bericht darüber.“

„Kann er sie nicht aus Europa geholt haben?“

„Nein. Es war ein halbes Jahrhundert vor Kolumbus. Er kann nicht mit den Gäulen über den Ozean geschwommen sein.“

Wade überlegte. „Hat es nicht auch in Amerika Pferde gegeben?“

„Ja, aber die waren zu dieser Zeit längst ausgestorben. Wir müssen wissen, was los ist.“

„Das sehe ich ein. Ist die Sache wirklich so ernst, wie wir glauben, Hank?“

Das Trommeln hörte auf. „Wir haben einhundert Jahre mit der Kobaltbombe gelebt. Sie ist zum Glück nie zur Explosion gebracht worden. Es hängt von uns ab, ob sie je losgehen wird. Die Pferde sind eine Zeitbombe, Wade. Ich benutze die Bezeichnung ganz bewußt. Der Effekt dieser Zeitbombe kann möglicherweise begrenzt werden. Vielleicht können wir die Sache ungeschehen machen, bevor sie uns erreicht. 1445 liegt verdammt nahe an 1520, und 1520 bedeutet Cortez. Wenn wir die Geschichte nicht sofort aus der Welt schaffen, kann es zu einer Katastrophe kommen. Die Zivilisation wird untergehen. So ernst ist die Angelegenheit, Wade.“

Wade wurde noch unruhiger. „Sollten wir nicht besser ein Team schicken? Was geschieht, wenn ich einen Fehler mache?“

„Du darfst eben keinen Fehler machen. Je weniger störend wir eingreifen, desto besser.“

Wade seufzte bedrückt. „Wann soll ich starten?“ fragte er lustlos.

Hank Chamisso deutete auf die Akte. „Du mußt sofort

mit der Arbeit beginnen. Du mußt alles studieren, was in der Akte steht. Danach werde ich dich mit Leuten zusammenbringen, die Hughes kennen. Das ist die Schlüsselfigur der ganzen Angelegenheit. Du hast zwei Wochen Zeit, um dich mit allem vertraut zu machen. Nach Ablauf dieser Zeit werden wir dich ins Jahr 1445 zurückbefördern. Du wirst allein arbeiten müssen. Natürlich werden wir eine Sicherheitsgruppe in Bereitschaft halten, aber du darfst sie nur anfordern, wenn es wirklich unumgänglich ist. Wir können keine große Einheit schicken, denn ein solcher Eingriff würde ein ganzes Zeitalter verändern.“

Wade sah sich die Aufnahme genau an.

„Du mußt ihn töten, wenn es gar nicht anders geht“, sagte Chamisso hart.

*

Der Aprilhimmel war wunderbar klar. Wade hatte die automatische Steuerung eingeschaltet und blickte nach unten auf die Felder und Wälder. Er hatte die Akte auf den Knien und ging alles noch einmal sorgfältig durch. Die Einsamkeit, das gleichmäßige Brummen des Motors und die in die Kabine dringenden Sonnenstrahlen, das alles beruhigte ihn. Er dachte an die Vergangenheit, an das Jahr 1445, besonders an die Pferde in Zentralmexiko.

Jede technische Entwicklung trägt den Keim der Vernichtung in sich, dachte er. Die Verantwortung des Menschen wird immer größer.

Seit vierzig Jahren gab es Zeitreisen und die damit verbundenen Möglichkeiten und Gefahren.

Dan Hughes hatte einige historische Werke geschrieben. Wade las sie durch und fand sie sehr vernünftig. Er studierte das Leben des Mannes und fand nichts Außergewöhnliches. Dan Hughes schien ein ganz normaler Mensch ohne besondere Ambitionen zu sein. Wade sah Dan mit den Augen anderer Leute, denn nur so konnte er ein objektives Urteil fällen. Seine Nachbarn, seine Frau, seine Kollegen und Freunde, alle sagten in großen Zügen dasselbe.

Aber sie irrten sich alle.

Kein Mensch kannte Dan Hughes richtig. Die Dinge, die nicht in den Akten standen, mußte er, Wade, selber herausbringen.

Immer wieder sah er sich das dreidimensionale Bild an. Der Mann lächelte wie immer. Nichts war ihm anzumerken, einfach nichts.

Wade stellte einen neuen Kurs ein und lehnte sich zurück. Er war bereit, das Abenteuer der Reise in eine andere Zeit zu wagen.

*

Die Stadt Columbus beeindruckte ihn nicht sehr. Sie war so leer wie die Nachbarstädte Cincinnati und Cleveland. Nur die nomadisierenden Squatter hatten sich in der verlassenem Stadt eingenistet. Städte waren ein Anachronismus, denn sie bedeuteten klare und leicht zu zerstörende Ziele. Die Drohung einer plötzlichen Zerstörung war, aber nicht allein schuld an der Verödung der Städte; es lag mehr an der neuen Technik. Sonnenenergie, Elektronen-

rechner, vollautomatische Fabriken machten große Zusammenballungen von Industrien und Menschen überflüssig.

Die Städte waren aus einer Notwendigkeit heraus geboren. Jetzt, da diese Notwendigkeit nicht mehr bestand, zerfielen sie wieder. Der Wald schob sich in die Straßen, Staub und Sand wurde in die Winkel geweht und gab dem wuchernden Unkraut Halt und Nahrung. Schon standen stellenweise beachtlich große Bäume, deren Wurzeln das Pflaster hochdrückten und Häuser zum Einsturz brachten. Die Städte starben.

Die Stadt Columbus war eine Ausnahme, denn sie beherbergte die wichtigsten Verwaltungsstellen und deshalb außergewöhnlich viele Menschen.

Wade landete und suchte Dr. Frederik Clements auf. Frederik Clements war der Vorsitzende der Abteilung Geschichtsforschung.

*

„Was ich über Dan sagen kann?“ Clements faltete seine schlanken Hände. Er ließ deutlich erkennen, wie knapp seine Zeit bemessen war, blieb jedoch höflich und zu jeder Auskunft bereit.

„Ich kann nicht glauben, daß Dr. Hughes in irgend etwas Ehrenrühriges verwickelt sein soll.“

„Das habe ich nicht behauptet.“

Clements lächelte wissend. „Es hat keinen Sinn, Mr. Dryden. Sie sind der dritte Sicherheitsbeamte, der mich über Hughes ausfragt.“

„Hatten Sie je Schwierigkeiten mit ihm? Es kommt uns auch auf Kleinigkeiten an, Sir.“

„Niemals. Dr. Hughes war immer ein treuer und pflichteifriger Mitarbeiter. Er war auch in seiner Arbeit niemals aggressiv. Er war nicht berühmt, aber auch nicht sehr ehrgeizig. Auch seine Studenten hatten ihn gern.“

„Und wie verhielt er sich privat?“

„Das Privatleben der Mitglieder unserer Universität geht uns nichts an.“

„Waren Sie mit ihm befreundet?“

Clements zögerte. „Ich bewundere ihn.“

„Seine Arbeit oder seine Person?“

„Beides.“

„Sie stimmen demnach mit seinen Ansichten überein. Ich finde das etwas merkwürdig. Sie sind ein bedeutender Historiker. Es müssen sich doch irgendwelche Reibungspunkte ergeben haben.“

„Vielleicht sollte ich Ihnen etwas Grundsätzliches sagen, Mr. Dryden. Geschichte ist das Ergebnis von Ursachen und Wirkungen. Die Alternative dazu ist die Ansicht, die viele von uns vertreten. Wir halten den Menschen für ein übernatürliches Wesen, das keinen starren Prinzipien untergeordnet ist. Dr. Hughes schrieb seine wissenschaftlichen Arbeiten immer etwas trocken. In Wahrheit interessierte er sich aber sehr für Menschen. Ich glaube, er schrieb sogar einmal eine Novelle.“

„Wurde sie gedruckt?“

„Er schrieb sie nie bis zur Druckreife.“

„Haben Sie diese Novelle gelesen?“

„Nein. Unsere Verbindungen waren nicht so eng. Er

mied andere Historiker. Er war natürlich immer freundlich und höflich, knüpfte aber keine echten Freundschaften an. Ab und zu erhielt er Briefe aus Kanada. Wenn er sie las, lachte er immer sehr laut. Wir wunderten uns darüber.“

„Von wem stammten diese Briefe?“

„Von einem Herbert Kay Carpenter.“

„Das ist doch ein Dichter.“

„Ja. Dr. Hughes bekam seine Bücher, bevor sie auf dem Markt erschienen. Deshalb kann ich mich auch so genau daran erinnern.“

Wade stand auf und verabschiedete sich. „Hoffentlich brauchen wir Sie nicht wieder zu belästigen, Sir.“

„Es war keine Belästigung. Hoffentlich klärt sich alles auf, Mr. Dryden“, antwortete Clements.

„Das hoffe ich auch.“

*

Wade war schon am nächsten Tag in Kanada. Er landete auf einer kleinen Insel und ging zu dem einzigen Blockhaus. Auf sein Klopfen öffnete ein großer, breitschultriger Mann in zerdrückter Kleidung. Die Muskeln hatte dieser Mann bestimmt nicht vom Gedichteschreiben.

„Ein Autogramm kostet zehntausend Dollar und einen Tritt in den Allerwertesten“, knurrte er.

„Ich bin Wade Dryden“, stellte sich Wade grinsend vor. „Ich habe Sie gestern angerufen.“

„Ach ja! Sie wollen Informationen über Dan. Kommen Sie herein.“

Das Haus hatte einen überraschend großen Raum. An den Wänden standen Bücherregale, überall lagen Papiere und Bücher herum. Carpenter machte einen Sessel frei und bot ihn seinem Gast an. Carpenter lehnte sich an den Fensterrahmen und zündete sich seine Pfeife an.

„Was hat er angestellt?“ fragte er unvermittelt.

Wade fand den Dichter sofort sympathisch. Er hätte gern die Wahrheit gesagt, doch das durfte er nicht.

„Ich kann Ihnen leider nichts darüber sagen, Herb. Ich hoffe, Sie verstehen das. Dan Hughes ist in Schwierigkeiten, und ich soll ihn daraus befreien. Dazu muß ich herausfinden, warum er in Schwierigkeiten geraten ist. Ich brauche ein Charakterbild von ihm.“

„Dan ist ein Pferdenarr“, sagte Carpenter. „Er hätte nie Historiker werden dürfen. Leider hat er nie den Mut aufgebracht, auszubrechen.“

„Sie sind ein guter Freund von ihm?“

„Ja. Ich bin sein Freund, obwohl ich ihn nicht verstehen kann.“

„Wollte er schreiben?“

„Er hat es sogar versucht.“

„Sein Werk hat Ihnen nicht gefallen?“

„Ich gab ihm, den Rat, die Novelle in den Ofen zu stecken. Das Buch war Unsinn.“

„Er wollte also etwas werden, wozu er sich nicht eignet?“

„Das habe ich nicht gesagt. Er hat nur ein falsches Thema gewählt. Dan ist schwer zu begreifen; er paßt in keine Schablone. Er hatte eine Frau, aber er liebte sie nicht, er verrichtete eine Arbeit, die er haßte. Ich glaube, er hat sich

nirgends heimisch gefühlt. Ich wußte immer, daß er eines Tages mit einer Überraschung aufwarten würde.“

„Vielleicht kann ich ihn zurückholen.“

„Warum? Möglicherweise ist er jetzt glücklich.“

„Das werde ich bald wissen.“

Carpenter betrachtete seinen Gast eingehend. „Sie sind nicht verheiratet, nicht wahr?“

„Wie haben Sie das erraten?“

„Ich bin eben ein Dichter.“ Carpenter lachte. „Kommen Sie mit in die Küche. Der Kaffee wird fertig sein.“

Wade lernte Carpenters Frau kennen, eine Frau, die zu diesem Mann paßte, intelligent, aber ohne überflüssige Hemmungen.

Später geleitete Carpenter seinen Gast zur Tür. Er schien alles zu ahnen, denn er sagte nachdenklich: „Besuchen Sie uns, wenn Sie zurückkommen. Ich möchte gern alles über Dan erfahren.“

Wade nickte und kletterte in seinen Hubschrauber.

*

Daniel Hughes' Frau lebte während seiner Abwesenheit bei ihrer Schwester in Kalifornien. Sie war sehr höflich und aufgeschlossen. „War Ihr Mann bei der letzten Begegnung wie immer?“ fragte Wade nach einem formellen Gespräch.

Sie schüttelte den Kopf. „Er war völlig gesund, wenn Sie das meinen. Er war nur außergewöhnlich zuvorkommend. Er brachte mir sogar das Frühstück ans Bett. Das war ungewöhnlich, denn normalerweise dachte er immer nur an

seine Bücher, und jede Störung schreckte ihn aus dieser Welt auf.“

„Erinnern Sie sich an das Buch, das Ihr Mann schreiben wollte, Mrs. Hughes?“

„Natürlich. Er war damals sehr stolz auf sich und hielt sich für den besten Schriftsteller aller Zeiten. Mir gefiel das Buch allerdings nicht. Es war nichts im Vergleich zu seinen anderen Arbeiten.“

Sie wurde unruhig und suchte ihr Taschentuch. „Ist er ...? Ich meine ...“

„Keine Angst. Es handelt sich nur um eine Routinebefragung.“ Wade Dryden verabschiedete sich. Er hatte versucht, sich ein Bild von dem Mann zu machen, der ihm so großes Kopfzerbrechen bereitete.

*

Die Zeitkommission unterhielt eine Einrichtung, die offiziell Orientierungszentrum genannt wurde. Die meisten Betroffenen nannten diese Einrichtung jedoch ganz einfach Pumpstation.

Kein Mensch durfte eine Zeitreise antreten, wenn er sich vorher nicht vollkommen mit den Gegebenheiten der anderen Zeit vertraut gemacht hatte. Wer in das Rom des Cicero reiste, mußte Latein beherrschen und die Lebensweise der zu dieser Zeit lebenden Menschen kennen. Fehler durften nicht gemacht werden, denn die Konsequenzen einer kleinen Aktion wirkten stets weiter und leiteten große Veränderungen ein. Die Zentrale nahm keine Rücksicht auf Kenntnisse oder Stellung. Wer in die Pumpstation ge-

schickt wurde, mußte sich mit dem erforderlichen Wissen vollpumpen lassen.

Wade brauchte zehn Tage. Zehn lange Tage verbrachte er im Halbschlaf in einer isolierten Kammer. Eine kompliziert aussehende Kappe auf dem Kopf leitete all das nötige Wissen in sein Gehirn. Es war ein Wunder, denn nach der Behandlung würde er zwar alles wissen, sich aber nicht mehr an die Art des Erwerbs dieser Kenntnisse erinnern. Zehn Tage lang lag er unter der Einwirkung starker Drogen flach auf dem Rücken und ließ sich mit fremden Eindrücken vollpumpen. Er lernte Sprachen, den anderen Kalender, religiöse Besonderheiten der anderen Zeit; er wurde ein Mensch einer anderen Menschheitsepoche. Gerade das richtige Einfühlen in das Wesen einer anderen Zeit war ungeheuer wichtig, denn wenn er seine Arbeit richtig erledigen wollte, mußte er ein Geschöpf jener Zeit sein und nicht weise über den Dingen stehen.

Als er die Pumpstation verließ, war er teilweise ein anderer Mann, würde es zeit seines Lebens bleiben.

*

Er stand schon in dem unheimlichen Kasten und reichte Hank Chamisso noch einmal die Hand.

„Einen eindrucksvollen Federschmuck hast du dir zugelegt“, sagte Hank grinsend.

Wade grinste ebenfalls. Seine weißen Zähne bildeten einen starken Kontrast zu seiner künstlich bronzebraun gefärbten Haut. Er trug einen langen schwarzen Umhang und darüber einen Mantel aus Federn. Seine Haare waren mit

getrocknetem Blut angeklebt, die Ohrläppchen aufgeschlitzt.

„Viel Glück, Wade!“

Wade Dryden trat weiter in den Kasten und betätigte den Türschalter. Er setzte sich auf den glatten Metallstuhl und wartete. In diesem Augenblick befand er sich noch im Jahre 2080. Das Licht wurde geisterhaft unwirklich, die Zeit verschwamm. Wade lehnte sich zurück und wartete. Er würde das Jahr 1445 erst in vier Stunden erreichen, das wußte er. Seine Gedanken konzentrierten sich auf diese Zeit. Er würde in eine fremde Welt eintreten und sich in ihr zurechtfinden müssen. An die Vereinigten Staaten war in dieser Zeit noch nicht zu denken. Die Zeit ist ein merkwürdiges Phänomen, dachte er. Hauptsächlich dachte er aber an Daniel Hughes.

*

Viele Jahre lang hatten sich Philosophen mit den Implikationen von Zeitreisen beschäftigt. Was geschieht wohl, wenn ein Mann in die Vergangenheit zurückkehrt und seinen eigenen Großvater ermordet? hatten sie sich gefragt. Schriftsteller hatten sich mit diesem Problem beschäftigt und die Möglichkeit parallel laufender Zeitströme angedeutet.

Theoretisch konnte ein Mann sich selber irgendwo begegnen.

All diese Gedanken wurden gedacht, als es noch keine Zeitreisen gab. Die Wirklichkeit erwies sich dann als bedeutend einfacher und unkomplizierter. Die Zukunft blieb den Menschen weiterhin verschlossen, sie mußte es blei-

ben, weil sie ja noch nicht existierte. Es gab nur einen Weg in die Vergangenheit, jeder Mensch reiste während seines Lebens in die Zukunft. Abkürzungen gab es nicht. Aber die Vergangenheit war existent und unauslöschlich. Die Gegenwart blieb ein flüchtiger Moment; kein Mensch konnte sie aufhalten. Ein Wort gehörte, kaum ausgesprochen, der Vergangenheit an.

Und doch blieb der kurze Augenblick der Gegenwart entscheidend, denn ein Wechsel konnte nur in der Gegenwart stattfinden.

Welche Folgen würde aber eine Änderung der Vergangenheit haben? Rom wäre nie entstanden, wenn es schon als winzige Ansiedlung vernichtet worden wäre. Die Gegenwart war auf der Existenz des Römischen Imperiums aufgebaut und konnte deshalb gar nicht anders sein. Wenn aber jemand auf die Idee käme, die Vergangenheit zu verändern, würde die Gegenwart unmöglich werden.

Diese Gedanken schienen paradox zu sein, denn eine existierende Vergangenheit konnte unmöglich nachträglich verändert werden.

Komputer gaben eine schlüssige Antwort.

Stellen wir uns einen großen Baum mit vielen Ästen vor. Jeder Ast, jedes Blatt ist existent und unveränderlich; alles ist auf der Wurzel aufgebaut. Kommt nun ein Holzfäller und schlägt den Baum um, ruft er eine einschneidende Veränderung hervor. Der Baum stürzt um, die Blätter und Äste existieren noch, aber sie müssen absterben. Der abgeschlagene Baum ist von seiner Basis abgetrennt und deshalb nicht mehr lebensfähig.

Der Stumpf hat noch seine Wurzeln und kann neue Trie-

be wachsen lassen. Ein neuer Baum wächst, aber es ist eben ein ganz anderes Gewächs. Der Baum ist von der gleichen Art, wächst aus der gleichen Basis, entwickelt sich aber völlig anders.

Wer sein Nest im Geäst des Baumes hat, muß natürlich versuchen, den Holzfäller abzuhalten.

*

Wade blickte auf seine Uhr. Zwei Stunden waren vergangen. Wo war er, in welcher Zeit war er? Es spielte keine Rolle, denn sein Ziel stand fest. Er mußte an die Pferde denken und wurde nervös. Er wußte, daß er sich der Vergangenheit anpassen mußte und nichts verändern durfte, wollte er die Zukunft nicht gefährden. Die Zukunft war in diesem Falle kein abstrakter Begriff, sondern sein eigenes Leben. Im Jahre 1445 durfte es keine Pferde auf dem amerikanischen Kontinent geben. Sie waren ausgestorben und sollten erst von den Spaniern nach Amerika gebracht werden.

Das Pferd wurde in diesem Falle zu einem Kernproblem. Die Bewohner des amerikanischen Kontinents durften alle möglichen Haustiere haben, aber keine Pferde. Die Existenz der Pferde zu dieser Zeit würde den Lauf der Entwicklung entscheidend beeinflussen. Die Spanier hatten ihre Siege auf Grund der Überlegenheit errungen, die ihnen die Pferde verliehen. Das Vorhandensein von Pferden vor ihrer Landung würde alles verändern. Das durfte nicht geschehen, denn so einschneidende Veränderungen würden die Zukunft, aus der Wade kam, unmöglich machen.

Daniel Hughes mußte zur Strecke gebracht werden, denn er war im Besitz der Pferde und somit eine Gefahr.

Wade Dryden sah ein grünes Licht und stand auf. Er öffnete die Tür und stieg aus. Mit einem einzigen Schritt gelangte er in eine ganz andere Welt. Er befand sich nun im Reiche der Azteken.

*

Dryden fand sich unter einer Baumgruppe südlich von Coyoacan. Die Luft war warm, das gleißende Sonnenlicht wurde von den grünen Blättern gefiltert. Vom See drang Feuchtigkeit herüber. Dryden spürte, daß es gegen Abend empfindlich kalt werden würde.

Auf dem Wege nach Coyoacan begegneten ihm viele Menschen, doch da er die Robe eines Priesters trug, verneigten sie sich ehrfürchtig und machten Platz. Seine Robe verlieh ihm Respekt und Immunität.

Er ging erst am Seeufer entlang, wo primitive Hütten standen. Etwas weiter entfernt sah er größere und massivere Häuser, dahinter die gezackten Krater hoher Vulkane. Die Menge wurde zahlreicher; Händler kamen mit Booten und luden ihre Frachten aus. Dryden wußte, daß in dem Ort vor ihm mehr als zweihunderttausend Menschen lebten. Aber in der ganzen Stadt gab es keinen einzigen Wagen und kein Zugtier, denn die Straßen waren enge Kanäle, die mit flachen Booten befahren wurden.

Er sah Priester, die ihn musterten, aber nicht ansprachen. Die Stadt war groß, so daß nicht jeder jeden kennen konnte. Dryden wanderte durch das eigenartige Getriebe und roch

den fremdartigen Duft der Stadt. Auf einem Gerüst vor einem Tempel sah er unzählige aufgereihte Schädel, deren leere Augenhöhlen furchtbare Schrecken ahnen ließen. Es war kein Wunder, daß das Volk den Priestern respektvoll auswich.

Die mit Tempeln gekrönten Pyramiden sahen eindrucksvoll aus, doch Dryden war so gut vorbereitet, daß er ihre Existenz als ganz selbstverständlich empfand. Er ging an einem Kanal entlang, bis er den Tlatelocolcomarkt erreichte, einen mit geschliffenen Steinen gepflasterten Platz, auf dem die Händler Gemüse, Werkzeuge aus Obsidian, Federn, Gold und andere Kostbarkeiten verkauften. Auch dieser große Platz war von alles überragenden Tempeln eingesäumt. Die Stadt war existent, daran bestand kein Zweifel. Und doch kam Dryden alles wie ein Traum vor, das Lachen der Menschen, ihr geschäftiges Treiben und das geheime Grauen. All diese Leute wußten noch nichts von der Zukunft, von der bald zu erwartenden Eroberung durch die Spanier. Wade Dryden kannte die Zukunft, und dieses Wissen stimmte ihn nicht froh. Er durfte sich aber nicht von Stimmungen beherrschen lassen. Was im Augenblick seine Gegenwart war, gehörte in Wahrheit längst der Vergangenheit an. Er riß sich zusammen und ging würdevoll seines Wegs.

*

Der Innenraum des Tempels war erstaunlich klein. Die ungeheuer starken Mauern beanspruchten viel Platz, so daß der Innenraum des Tempels in keinem Verhältnis zu seinen

äußeren Maßen stand. Das hatte auch bautechnische Gründe, denn den Azteken war das Gewölbe unbekannt. Die verzierte Decke wurde deshalb von vielen Säulen gestützt. Von irgendwoher drang trübes Licht in den Raum und machte ihn noch unheimlicher.

Dryden ging an Kindern vorbei, die gerade in die Mysterien der Religion eingeweiht wurden. In einem kleinen Nebenraum fand er einen untersetzten Priester mit klaren, gefährlich aussehenden Augen.

Wade begrüßte ihn formvollendet und brachte sein Anliegen vor. „Ich stehe im Dienste des Tezcatlipoca von Teococo und komme zu dir, um dich um einen Rat zu bitten.“

„Worum handelt es sich?“ fragte der Priester kurz.

„Ich bringe eine Botschaft“, sagte Wade ernst. „Ich habe schlimme Zeichen gesehen.“

Der Priester verschränkte die Arme. „Ich höre“, sagte er unbeeindruckt.

Wade begann seine Voraussagen. „Ich habe merkwürdige Dinge gesehen, vierbeinige Monster von unbeschreiblichem Aussehen. In meinem Traum sah ich einen Fremden, der diese Untiere in die Stadt brachte.“

Er beobachtete den Priester, der keine Anteilnahme erkennen ließ. Dann spielte er geschickt auf die Rivalität zwischen Tenochitlan und Tlatelocolco an. „Der Fremde ist von Mictlantecuhtli, dem Gott des Todes, zu uns geschickt worden. Er bezeichnet sich als unser aller Freund, aber in Wahrheit bildet er Montezumas Krieger im Gebrauch dieser Höllentiere aus.“

Der Priester machte eine unruhige Bewegung. Wade wußte, daß er eine empfindliche Stelle getroffen hatte.

„Was willst du?“ fragte der Priester sehr direkt.

Wade Dryden verschanzte sich wieder hinter Prophezeiungen. „Der Fremde und seine Untiere müssen vernichtet werden, sonst wird es furchtbare Katastrophen geben. In zehn Jahren werden die Priester die Kinder opfern, doch es wird trotz des Opfers nicht regnen.“

Der Priester blieb unbeeindruckt. Es war nicht schwer, Hungerkatastrophen vorauszusagen. „Ich brauche Beweise“, sagte er listig.

Wade sprach nun leise und eindringlich. „Vorerst ist nur Texococo gefährdet. Die Untiere werden Opfer suchen und töten. Wenn sie nicht aufgehalten werden, wird das Unheil auch über euch kommen.“

Die schwarzen Augen des Priesters blieben unerforschlich.

Wade wurde unruhig. „Du mußt die anderen informieren!“ sagte er eindringlich. Um dem Priester eine Probe seiner übernatürlichen Fähigkeiten zu zeigen, warf er zwei Rauchtabletten auf den Boden und eilte sofort ins Freie. Draußen mischte er sich unter das Volk und war so vor einer eventuellen Verfolgung sicher.

Jeder Schritt war vorbereitet. Er hatte den Samen des Mißtrauens und der Angst ausgestreut, das genügte. Die Gesellschaftsordnung der Azteken war eine Theokratie. Wer den Priestern mißfiel, war erledigt, denn sie allein hatten alle Macht im Staate. Wade eilte zum Texococosee, setzte sich in ein Boot und ruderte nach Osten. Irgendwo vor ihm lag Texococo, irgendwo befand sich Daniel Hughes, der Mann, den er suchte.

Der Mond stand als bleiche Scheibe über den Vulkanen, als Wade Texococo erreichte. Auf seinem Wege durch die Stadt wurde er von einer Meute heulender Hunde begleitet, denen der nächtliche Wanderer nicht geheuer vorkam.

Er fand Hughes Haus ohne Schwierigkeiten. Es war eigentlich nur eine Hütte mit einem angrenzenden Korral. Wade konnte die Pferde sehen und hören. Sie hoben sich als dunkle Silhouetten vor dem Mond ab und schnaubten. Die Pferde waren an sich ganz normale Tiere und sahen gewiß nicht gefährlich aus. Und doch waren sie tödlicher als eine Kobaltbombe, denn sie befanden sich zur falschen Zeit an dieser Stelle und konnten dadurch den Lauf der Geschichte verändern. Wade war gekommen, um das zu verhindern.

Wade zögerte keinen Augenblick. Er schwang sich über den aus Brettern errichteten Zaun, schlich zum Wassertrog und schüttete etwas hinein. Eine Minute später war er schon wieder auf der Straße. Die Chemikalie würde erst in fünfzehn Stunden wirken. Es handelte sich um kein Gift, denn es war nicht damit getan, die Pferde zu töten; sie sollten nur wild und gemeingefährlich werden.

Gift hätte die Pferde beseitigt, aber wenn Hughes weitere Pferde an einem verborgenen Platz hatte, würde er sich leicht mit Nachschub versorgen können. Die Pferde mußten für die Azteken zu übernatürlichen, furchtbaren Bestien werden, nur so konnte er, Wade, sein Ziel erreichen. Das Pferd durfte vor Cortez' Landung nicht zu einem Haustier werden. Fünfzig tote Pferde würden nur beweisen, daß

auch diese großen Tiere sterblich sind. Fünfzig wildgewordene Pferde mußten ein ungleich eindrucksvolleres Bild abgeben.

Das Haus hatte keine Tür. Eine schmutzige Woldecke hing vor dem Eingang, daneben ein Strick mit einer Lassoschlinge. Wade Dryden klopfte an die Lehmwand und wartete.

Er hörte Schritte und trat etwas zurück. Die Decke wurde zurückgeschlagen, ein Mann wurde sichtbar.

Daniel Hughes!

Er sah seinem Bild nicht ähnlich, denn die weißen Haare waren nun schwarz, die Haut schimmerte bronzebraun. Die Augen hatten noch den gleichen Glanz.

„Hallo“, sagte Wade. „Darf ich eintreten?“

Daniel Hughes zuckte nicht zusammen, wie Wade es erwartet hatte.

„Es ist spät“, antwortete er höflich. Er sprach ebenfalls Englisch. „Aber Sie können trotzdem hereinkommen. Übrigens habe ich Sie erwartet.“

Im Haus war es warm und trocken, wenn auch etwas primitiv. Wade sah nur eine Truhe und einige Matten. In einer Ecke sah er zu seiner Überraschung ein auffallend schönes Mädchen, das sich aber schnell in einen Nebenraum zurückzog.

Hughes setzte sich auf eine Matte. „Wie heißen Sie?“ fragte er unhöflich.

„Wade Dryden.“

„Also Wade von der Sicherheitsabteilung. Es ist merkwürdig, daß wir uns hier treffen. Um es vorweg zu sagen: Ich fühle mich hier sehr wohl.“

Wade setzte sich. Der Mann war ihm nicht unsympathisch. Gerade deshalb mußte er sich aber in acht nehmen.

„Kommen wir gleich zur Sache, Wade“, sagte Dan Hughes lächelnd. „Wir wollen nicht wie Katzen um den heißen Brei schleichen. Ich habe Ihren Besuch erwartet und eine Erklärung vorbereitet. Vielleicht haben Sie die Güte, mich anzuhören.“

„Deshalb bin ich hier.“

Hughes' Augen leuchteten vor Begeisterung. „Die Pferde mußten früher oder später entdeckt werden, das war mir von Anfang an klar. Ich war mir auch darüber im klaren, daß unser gemeinsamer Freund Chamisso bald einen Mann schicken würde, um die Welt zu retten. Er mußte natürlich große Störungen vermeiden und einen Einzelgänger entsenden. Was kann solch ein Mann tun, wenn er hier ankommt?“ Hughes lachte.

Wade wurden die Handflächen feucht.

„Wenn ich dieser Mann wäre, würde ich die Priester aufhetzen“, fuhr Dan Hughes fort. „Ein paar als Prophezeiungen verkleidete Lügen müßten schon genügen. Sie haben genau das getan und meine Stellung nur gestärkt, Wade.“

Wade sprang auf. Sein Herz hämmerte wild gegen die Rippen. Die Überlegenheit dieses Mannes machte ihn unsicher.

„Setzen Sie sich, Wade“, sagte Hughes freundlich. „Unser Gespräch hat kaum angefangen. Wir sind beide aus der gleichen Branche und kennen die Methoden. Ich habe sie besonders sorgfältig studiert. Sie dürfen mich nicht unterschätzen, Wade! Ich bin alles andere als ein sentimentaler Narr. Sie würden es natürlich nicht wagen, ein Gewehr in

diese Zeit zu bringen. Ich habe alles vorausgesehen und alle Skrupel überwunden. Meine Frau ist durchaus bereit, das Gewehr zu benutzen, wenn es sein muß.“

Wade sah zu dem Vorhang, der den Nebenraum abteilte. Im schwachen Licht erkannte er ein altmodisches Gewehr in den Händen der Frau. Sie hielt die Waffe auf ihn gerichtet und den Zeigefinger am Abzug.

„Ich kann Sie nicht am Leben lassen, Wade, das müssen Sie einsehen. Ich will Sie aber nicht umbringen, ohne Sie zu Wort kommen zu lassen.“

Wade saß in der Falle. Das Gefühl des Versagens war nicht angenehm. Draußen im Korral schnaubten die Pferde.

Wade riß sich zusammen. Er mußte scharf nachdenken, sonst war er verloren. Sein Gehirn war jetzt seine einzige Waffe. Er fühlte sich im Augenblick aber stumpf und hilflos.

„Erzählen Sie, Wade! Was wissen Sie über Daniel Hughes?“

„Er war ein verbitterter Mann, obwohl er es nicht zeigte. Er paßte nicht in seine Welt, weil er sich nach Anerkennung und Ruhm sehnte. Seine Fähigkeiten reichten aber nicht aus, um sein Ego zu befriedigen.“

Wade wollte den anderen Mann verletzen, ihn reizen und ihn dadurch zu einer Unvorsichtigkeit verleiten.

Er setzte sich und überlegte fieberhaft. Mit kleinen Mätzchen wie Rauchpillen konnte er in dieser Situation nichts anfangen, denn sein Gegenspieler ließ sich dadurch nicht erschrecken.

„Sie sind ein Mörder, Dan, der größte Mörder aller Zeiten. Sie benötigen die Hilfe eines Psychiaters.“

Hughes' Augen wurden hart. Er war natürlich ganz normal. Es kam ihm aber darauf an, diese Tatsache zu beweisen.

„Warum bin ich ein Mörder, Mr. Dryden?“

„Das liegt doch auf der Hand. Wenn die Pferde von diesen Leuten hier als Haustiere akzeptiert werden, muß unsere Zivilisation, die Zivilisation des Jahres 2080, unmöglich werden. Amerika wird ein Land der Indianer werden. Alles wird sich ändern. Wenn Sie Ihren hirnverbrannten Plan durchführen, töten Sie ganze Generationen!“

„Sie reden Unsinn“, antwortete Hughes kühl. „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Sie ebenfalls ein Mörder sind? Die Pferde sind hier. Wenn Sie die Tiere töten, nehmen Sie den Azteken ihre einzige Verteidigungsmöglichkeit. Sie wissen, daß Cortez durchaus kein Heiliger war. Er wird kommen, um dieses Land zu unterwerfen. Er kann es nur schaffen, weil er Pferde hat. Wenn die Azteken ebenfalls Pferde zur Verfügung haben, können sie sich verteidigen. Sie werden sogar in der Überzahl sein und Cortez ins Meer zurückjagen.“

„Sie tun es tatsächlich mit vollem Bewußtsein?“

„Sie übersehen einen wichtigen Punkt, Wade. Wenn Sie diese Entwicklung verhindern, vernichten Sie die zukünftigen Generationen der Azteken. Ethische Momente spielen also keine Rolle, Wade. Hier steht ein Zweig der Entwicklung gegen den anderen.“

„Sie können mich nicht verwirren, Hughes“, entgegnete Wade ruhig. „Sie wollen sich als Gott aufspielen und die Welt verändern. Unsere Welt existiert, das können Sie nicht bestreiten.“

„Ich kann ihr aber jetzt die Wurzeln abschneiden. Sie handeln doch nur aus Egoismus, Wade.“

„Es geht nicht darum, wer besser ist. Wir sind da. Es ist unser gutes Recht, unser Leben zu verteidigen. Wenn Sie jetzt den Lauf der Geschichte willkürlich verändern, machen Sie unsere Existenz unmöglich. Halten Sie die Azteken für besser? Glauben Sie, dieser Zweig der Entwicklung könnte besser sein?“

Hughes schüttelte den Köpf.

„Sie müssen doch einen Grund haben.“

„Ich habe einen Grund. Ich liebe dieses Indianermädchen dort. Ich glaube nicht, daß Sie das verstehen können.“

„Das ist es also!“ entfuhr es Wade. Er drehte sich um und betrachtete das Mädchen. „Ihretwegen wollen Sie unsere Zukunft opfern?“

Warum eigentlich nicht? Wade blieb auch in dieser Lage ein kühler Denker. Er verstand Hughes sehr gut. Dan Hughes hatte sich während einer seiner früheren Zeitreisen in dieses Mädchen verliebt. Er konnte sie nicht in die Zukunft mitnehmen, das war klar. Er wollte wohl auch nicht in einer Zeit leben, in der er nur ein Durchschnittstyp war.

„Ich verstehe das“, sagte er. „Aber was sollen die Pferde? Sie können doch bei dem Mädchen bleiben. Wenn Cortez landet, werden Sie nicht mehr leben. Ich werde dafür sorgen, daß man Sie in Ruhe läßt. Sie müssen aber zu Gegenleistungen bereit sein.“

„Haben Sie jemals geliebt, Wade?“

Wade antwortete nicht.

„Dieses Mädchen wird mein Leben teilen, Wade. Soll ich Kinder in eine Welt setzen, wenn ich das Ende dieser

Welt kenne? Könnte ich unter solchen Umständen glücklich sein? Meine Kinder sollen eine Zukunft haben, allein darauf kommt es mir an. Kann das böse sein?“

*

Wade startete einen Angriff. Er rechnete dabei mit der Eitelkeit seines Gegenspielers.

„Vor meiner Abreise unterhielt ich mich mit Clements. Er findet Ihre letzte Abhandlung über Urbanismus so hirnerbrannt, daß er Ihnen den akademischen Titel absprechen lassen will.“

Der Treffer saß. „Unmöglich!“ rief Hughes aus. „Ein akademischer Titel kann nicht aberkannt werden. Clements ist ein Esel. Die Abhandlung ist sehr gut.“

„So? Und warum hat sich Ihre Frau das Leben genommen?“

„Sie lügen!“

„Durchaus nicht. Ich habe mich auch mit Carpenter unterhalten. Er hält Sie für einen Versager, Dan. Sie waren immer ein Versager und wollten nur davonlaufen. Sie können aber nicht vor Ihrer eigenen Persönlichkeit fliehen. Sie lieben dieses Mädchen gar nicht, Sie bilden sich das nur ein.“

Hughes atmete heftig. Er sprang auf und starrte Wade an. „Sie sind ein verdammter Lügner! Ich werde euch allen beweisen ...“

Wade sah das Zeichen und rollte über den Fußboden. Das Gewehr krachte, die Kugel sauste in die Matte. Mit einem Satz war er draußen und packte das an dem Haken

hängende Lasso. Er schwang sich über den niedrigen Zaun und rannte zu den Pferden.

Zum Glück legte sich die Schlinge gleich um den Hals eines Hengstes. Wade zog das widerstrebende Tier zu sich heran und schwang sich auf den glatten Rücken. Er brüllte dabei wie ein Teufel und scharrte die anderen Pferde um sich. Dann ging die wilde Jagd los. Das Pferd war eingeritten und setzte über den Zaun. Wade klammerte sich an die Mähne und brüllte wie ein Wahnsinniger. Eine Kugel traf ein anderes Pferd, das einen schrillen Schmerzenslaut von sich gab.

Volle zehn Minuten lang ließ Wade den Hengst über die Wiesen rasen. Er hatte Mühe, auf dem Pferd zu bleiben und war froh, als er endlich absteigen konnte. Er mußte weiter. Das Mittel wirkte noch nicht. Allerdings war nicht abzusehen, welche Wirkung die Hetze haben würde. Möglicherweise beschleunigte die Aufregung die Wirkung der Chemikalie.

Wade konnte die Kammer nur an die Stelle zurückrufen, an der er ausgestiegen war. Er durfte nicht den normalen Weg nehmen, denn Hughes würde ihm diesen Weg abschneiden. Ein Umweg um den See würde aber viel Zeit kosten. Er mußte es aber wagen. Die Verbindungen waren so schlecht, daß Hughes nichts von seinem Umweg erfahren würde.

Er stieg wieder auf das Pferd und trieb es zu einem mäßigen Galopp an. Es wurde hell, so daß er den Weg gut erkennen konnte. Die Indianer flüchteten in wilder Hast, wenn sie ihn sahen. Seine Priesterrobe bewahrte ihn aber vor Feindseligkeiten. Wade war froh, daß er ein gutes

Pferd erwischt hatte, denn im Amerika dieser Zeit gab es kein schnelleres Beförderungsmittel.

Gegen Mittag wurde der Hengst unruhig. Wade fluchte wild, sah aber bald ein, daß nichts zu machen war. Er ließ das Pferd am Seeufer trinken und band es dann an einen Baum.

Vorsichtshalber kletterte er auf den Baum und machte es sich so bequem wie möglich. Er hatte keine Lust, unter die wirbelnden Hufe eines tobenden Hengstes zu geraten.

Niemand störte ihn. Er beobachtete das tobende Pferd und wartete auf das Abklingen des Anfalls. Er mußte den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht warten, ehe sich das Tier wieder beruhigte.

Am frühen Vormittag ließ er den Hengst noch einmal trinken und machte sich auf den Weg.

*

Er mußte sich in einer fremden Gegend zurechtfinden.

Wade drückte auf das kleine Gerät, das den Kasten herbeirief. Kein Zeitreisender konnte es sich leisten, dieses Gerät zu verlieren; deshalb war es auch in das Fleisch seines Oberschenkels operiert worden. Wenn er sich nicht sehr täuschte, mußte er zugleich mit der Kammer am richtigen Ort eintreffen. Er mußte sich in Sicherheit bringen. Ganz bestimmt hatte Hughes Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um seiner habhaft zu werden. Er mußte sich jetzt ganz auf die Wirkung der Droge verlassen. Die Pferde mußten sich selber verdächtig machen.

Wade preschte direkt über den Marktplatz von Tlatelo-

colco. Er brüllte dabei so laut er konnte und warf die Marktstände um. Die Händler und Käufer flüchteten schreiend in die Häuser und Tempel. Ein auf einem Tier reitender Priester wirkte auf sie wie ein Dämon aus den tiefsten Schlünden der Hölle.

Überall in den Straßen waren Soldaten, die jedoch vor ihm zurückwichen. Die Angst dieser Menschen vor dem furchtbaren Wesen war stärker als der Befehl.

Trotzdem fand ein Speer sein Ziel. Er drang tief in Wades rechte Schulter und warf ihn fast vom Pferd. Wade Dryden riß den Speer aus der Wunde und schleuderte ihn von sich.

Zehn Minuten später war er auf der offenen Landstraße und ritt nach Coyoacan weiter.

Er erreichte die Stadt erst nach Einbruch der Dunkelheit. Die schlechten Nachrichtenverbindungen retteten ihn, denn in der Stadt wußte noch keiner etwas von den Geschehnissen. Wade war erschöpft, und diese Tatsache erschwerte das Suchen der Kammer. Er erkannte die Baumgruppe und ritt zu der Stelle. Kraftlos rutschte er vom Rücken des Pferdes, klopfte dankbar die zitternden Flanken und kroch in die Kammer. Er konnte gerade noch die Tür verriegeln und den Hebel umlegen. Der Blutverlust machte sich bemerkbar; Wade verlor das Bewußtsein.

*

Wade Dryden mußte lange Zeit in einem Krankenhaus liegen. Eines Tages erschien Chamisso und setzte sich auf den Bettrand.

„Er hatte einen Sicherheitsbeamten bestochen und die Pferde aus dem neunzehnten Jahrhundert mitgenommen. Er mußte sein Leben lang gespart haben, um die Summe aufzubringen.“

Wade hörte Chamissos Worte wie aus weiter Ferne.

„Du kannst dich jetzt ausruhen, Wade. Die Pferde sind alle umgebracht worden. Die Azteken hielten sie für Dämonen. Jetzt ist alles wieder im Lot.“

„Was ist aus Dan geworden?“ fragte Wade.

„Kannst du es dir nicht denken?“

Wade konnte sich alles genau vorstellen, denn die Vergangenheit war ein Teil seines Lebens geworden. Er kannte die Strafe, die die Priester über Verbrecher verhängten. In seiner Vorstellung blitzte ein Messer aus Obsidian auf. Er sah die abgeflachte Spitze einer Pyramide, den Priester mit dem Messer in der einen Hand und ein noch zuckendes Herz in der anderen.

„Es war notwendig“, sagte Chamisso. „Vergiß es.“

Das neue System

(THE MOTHER OF NECESSITY)

„Es ist kein Spaß, der Sohn eines berühmten Mannes zu sein“, sagte der junge Mann zu dem älteren Historiker und trank sein Bier aus. „Mein Vater hat mich immer gut behandelt, bis sie ihn zu einem berühmten Mann machten. Dauernd sind Leute hinter mir her und fragen mich aus. Ich schätze meinen Vater und sehe den Menschen. Wenn ich aber von ihm wie von einem ganz normalen Menschen spreche, betrachten es die Leute als eine Beleidigung. Aus diesem Grunde habe ich es aufgegeben, die Wahrheit zu sagen. Ich sage, was die Leute hören wollen und mache mich so schnell wie möglich davon. Sie wollen aber Tatsachen hören, keine Schmeicheleien, deshalb will ich Ihnen alles sagen. Aber Sie müssen wissen, daß mein Vater ein ganz gewöhnlicher Mensch war und absolut kein Heiliger werden wollte. Sie müssen ihn so sehen, wie ich ihn beschreibe.

Es fing an dem Tag an, der heute Friedensmontag genannt wird. Ich war damals noch ein Kind, aber ich erinnere mich daran, als wäre es erst gestern gewesen. Jener feuchte Montag war typisch für das Jahr 2056, regnerisch, stürmisch und unfreundlich. Jeder war froh, wenn er sich in einem warmen Raum aufhalten konnte.“

*

Er lag ausgestreckt in seiner Hängematte. Er war nicht dick, aber recht gut genährt; sein schon ergrauendes Haar

hing wirr über die Schläfen. Sein Blick konzentrierte sich auf einen an der Wand hängenden Wahlspruch:

ES IST NIE ZU SPÄT, DIE DINGE ZU ÄNDERN.

Lois, seine Frau, kannte die Anzeichen und lief auf Zehenspitzen durch die Wohnung. Sie war froh, daß Bobby in seinem Zimmer blieb und sich ruhig verhielt.

„Wir sind auf dem Nullpunkt“, brummte George und drehte sich schwerfällig auf die andere Seite.

„Wie soll ich das verstehen, George?“

„Ach, laß mich in Ruhe!“ sagte er brummig. „Ich denke nach.“

„Mach’ dir keine Sorgen“, sagte sie fast gegen ihren Willen.

„Wir müssen ein neues System finden“, murmelte George. „Nichts ist so langweilig wie dauernder, regelmäßiger Wechsel.“

„Vielleicht ist das die Antwort“, sagte Lois hoffnungsvoll. „Denke dir einen Plan aus, der die Leute wieder zu alten Traditionen zurückführt und sie Wurzeln schlagen läßt.“

„Unsinn! Lloyd hat es im vergangenen Jahr in Miami versucht. Das Ergebnis war miserabel. Was soll ich nur machen? Ich zermartere mir das Gehirn, aber mir fällt nichts Neues ein.“

„Früher hast du immer gesagt, es sei genau wie in der Literatur.“

George schwang sich aus der Hängematte und setzte sich an den Schreibtisch. Seine Frau hatte ihn auf einen Gedanken gebracht.

*

Eine Woche später regnete es wieder, nur nicht so stark. George saß im Büro seines Promotionsoffiziers und wartete. Will Nolan sah von dem Manuskript auf und lehnte sich zurück.

„Großartig, George“, sagte er anerkennend. „Die Idee ist wirklich gut.“

George richtete sich unwillkürlich auf. Nolan hatte noch keine seiner Ideen so positiv beurteilt.

„Natürlich können sich Schwierigkeiten ergeben“, fuhr Nolan fort.

„Du meinst, die Idee ist nicht originell genug?“

„Ich halte sie für sehr brauchbar. Dein Plan beinhaltet alles. Du willst eine kleine Stadt, mit Geschäften, Vergnügungsvierteln, Nachbarn und festen Traditionen, die ein Gefühl der Sicherheit geben. Jeder kann nach seiner Fassung selig werden, weil es keine strengen Vorschriften gibt. Du hast an Sex gedacht, an die Religion, einfach an alles. Wenn es den Leuten nicht gefällt, können sie gehen und sich ein besseres System suchen. Hast du schon einen Namen dafür? Macht nichts, wir werden schon einen finden. Ich werde die Sache vorschlagen und dafür sorgen, daß deine Idee zur Wahl gestellt wird.“

*

Am Wahltag schien die Sonne. George hielt es für ein gutes Zeichen. Er flog mit seiner Frau und seinem Sohn in geringer Höhe um die Stadt herum und wartete.

George war nervös. Sein System stand in Natchezville zur Wahl.

George machte sich keine Illusionen. Er hatte keinen großen Namen.

Über der Stadt hing ein uralter Zeppelin, den Nolan irgendwo aufgetrieben hatte. Auf langen Spruchbändern stand in Riesenlettern: DAS VOLLKREISSYSTEM BEDEUTET EIN VOLLERES LEBEN!

Natchezville lag wie eine Spielzeugstadt in einer weiten Ebene. Überall dehnten sich riesige Baumwollfelder in alle Richtungen. Die Stadt war nach dem System des alten Südens eingerichtet, weil die Bewohner sich einmal dafür entschieden hatten. Die Arbeit auf den Feldern wurde allerdings von schwarzen Robotern verrichtet.

„Vielleicht habe ich Glück“, sagte er hoffnungsvoll. „Der Konkurrenzkampf ist diesmal nicht sehr schlimm. Lloyd und Brigham kümmern sich nicht um eine Stadt wie Natchezville; sie stellen ihre Systeme in größeren Ansiedlungen zur Wahl. Wir haben es hier nur mit ein paar unwesentlichen Ideen zu tun.“

Den ganzen Tag flog George durch die Gegend. Die tröstenden Bemerkungen seiner Frau machten ihn noch reizbarer.

Kurz vor Mitternacht leuchtete der kleine Bildschirm auf. George erkannte Nolans Gesicht und wußte, daß es geklappt hatte.

„Ein Sieg!“ jubelte Nolan. „Du kannst jetzt zeigen, was an deinem System dran ist.“

George umarmte seine Frau und steuerte den Hubschrauber nach Hause. Die Sterne hatten plötzlich einen ganz anderen Glanz.

„Ich bin so stolz auf dich, George“, sagte Lois glücklich.

„Das war erst der Anfang.“ George lachte auf. „Warte erst einmal die Wahlen in Concordburg ab. Ich habe eine noch bessere Idee. Ich bin jetzt endlich im Geschäft.“

*

Robert Sage und der Historiker saßen beim zweiten Glas Bier.

„Wir müssen alles aus damaliger Sicht sehen“, sagte der Historiker. „Halten wir uns an zwei Schlüsselideen. Viele Menschen konnten einfach nicht sehen, warum ständiger Wechsel gleichzeitig Fortschritt bedeutet. Wie kann ein Mensch wissen, daß das Nachfolgende besser ist als das Vorangegangene? Die Menschen jener Zeit waren aber sehr fortschrittsgläubig. Wer keinen Fortschritt wollte, war so gut wie tot. Das galt für den Einzelmenschen wie für die Nationen. Fortschritt bedeutete neue Fertigkeiten.

Kulturen haben aber die merkwürdige Eigenschaft, sich zu verändern, obwohl sie von Natur aus konservativ sind, ja sein müssen. Kein integriertes System kann sich gleichzeitig in zehn verschiedene Richtungen bewegen. Man wollte immer dasselbe, aber mit kleinen Unterschieden. Mit anderen Worten, die Menschen wollten die Traditionen pflegen, gleichzeitig aber moderner werden.

Wir können uns heute kaum noch vorstellen, daß die Industrien einmal von der Arbeitskraft der Menschen abhängig waren. Heute ist alles stabil, wir sind eine reine Verbrauchergesellschaft geworden. Der Wechsel war aber sehr krisenhaft. All die früheren Notwendigkeiten entfielen; der Mensch mußte seinem Schaffenstrieb neue Richtungen ge-

ben. Die Amerikaner kamen nun auf die Idee, immer neue Sozialsysteme zu erfinden. Sie wollten der Welt die Vorteile freier Meinungsbildung und Entscheidung demonstrieren. Die Folge war eine Aufteilung des Landes in verschiedene Sozialstrukturen. Schon früher hatte es Unterschiede zwischen den Dörfern und Städten gegeben. Die einzelnen Ortschaften und Provinzen konnten nun diese Unterschiede noch verstärken. Erst die Idee deines Vaters hat die Schwächen dieser unterschiedlichen Systeme aufgezeigt. Mit den Anfängen in Natchezville bin ich einigermaßen vertraut. Aber was kam danach? Du hast doch alles miterlebt.“

*

„Mußt du unbedingt hier unter meiner Hängematte spielen?“ knurrte George seinen Sohn an.

„Es regnet“, antwortete Bob lakonisch.

„Es regnet immer“, sagte George brummig. „Es regnet seit Millionen von Jahren.“

„Laß den Jungen doch spielen“, mischte sich Lois ein.

„Wie soll ich dabei arbeiten?“ George brauste auf, wenn seine Gedanken gestört wurden. Er benahm sich dann oft unbeherrscht und unvernünftig. Er konnte es aber nicht ausstehen, daß seine Frau ihn immer wieder aus seiner Gedankenwelt riß, weil er dann nur schwer den Anschluß finden konnte. Es war ein sich stets wiederholender Ärger, weil sie seine Abstraktionen nicht begriff und er immer mit einem gewaltigen Plumps aus seinen Gedankenwolken auf den Boden der Tatsachen fiel.

„Komm, Bob, du kannst den Hubschrauber holen. Wir gehen einkaufen“, sagte Lois seufzend.

„Kann ich ihn die ganze Zeit steuern?“

„Natürlich.“ Lois fühlte sich nicht wohl dabei. Sie war aber bemüht, ihrem Mann Ruhe zu verschaffen. George hörte die beiden zum Dach hinaufgehen und atmete auf.

Seit der Wahl in Natchezville waren zehn Jahre vergangen. Seine Ideen hatten sich ausgebreitet. Er schwang sich aus der Hängematte, machte ein paar Notizen und schaltete die Verbindung zu Nolan ein.

„Hallo, George!“ rief Nolan und gab sich keine Mühe, die Unehrllichkeit seiner herzlichen Begrüßung zu verbergen. „Gibt’s was Neues?“

„Das möchte ich von dir wissen.“

„Dein Vollkreissystem macht sich. Es hat schon drei weitere Wahlen gewonnen. Wie mir scheint, wird die Sache jetzt endlich in Schwung kommen.“

„Die Leute sind eben damit zufrieden.“

„Mehr als das.“ Nolan setzte seine Brille ab. „Du hast alles über den Haufen geworfen. Überall wollen die Leute dein System haben. Die Unterschiede werden bald verschwinden. Dein Vollkreissystem ist wirklich eine große Sache.“

„Ist das so schlimm? Ich bin kein Revolutionär, das weißt du. Ich habe einen Vorschlag gemacht, und die Leute sind damit einverstanden.“

„Dein System ist einfach zu gut. Es enthält alles, was sich die Leute wünschen, sogar die Freiheit, sich nicht danach zu richten.“

„Es ist miserable Routine geworden“, knurrte George.

„Ich suche seit zehn Jahren nach einer neuen Idee, aber ich kann die alte nicht übertrumpfen. Wie soll das enden, Nolan?“

Nolan sah ihn ernst an. „Ich habe den Verdacht, dieses System wird die Welt erobern, George.“

„Mein Gott!“

„Zu spät, mein Freund! Die Menschen hatten nichts weiter zu tun, als neue Sozialsysteme zu finden. Jetzt haben sie es.“

„Und überhaupt nichts mehr zu tun“, brummte George.

Er schaltete das Gerät ab und legte sich wieder in die schaukelnde Hängematte. Er schloß die Augen, konnte sich aber nicht entspannen.

Die Entwicklung war vorgezeichnet. Er sah alles mit erschreckender Klarheit. Es ging immer um die Auswahl; der Beste blieb Sieger. Nachdem alle anderen Kampfmöglichkeiten ausgeschlossen worden waren, hatten sich die Sozialsysteme bekämpft, nicht mit Waffen, sondern ausschließlich mit Ideen.

Nun gab es ein allen anderen überlegenes System, das Vollkreissystem. Es würde sich ausbreiten, alles uniform machen.

„Ich bin die Achillesferse“, stöhnte er. „Ich habe das Ende einer Ära eingeleitet.“

Die Stille machte ihn nervös. Er stand wieder auf, zog sich einen Regenmantel an und ging auf die Straße. Ziellos irrte er durch die Straßen, sah und hörte nichts. Stundenlang lief er umher, ohne einen Menschen zu treffen.

Dann sah er noch einen einsamen Wanderer. Der Mann kam näher und blieb stehen. Es war Henry Lloyd. Noch

vor wenigen Jahren war er der am meisten gefeierte Erfinder neuer Systeme gewesen. Lloyd sah alt und müde aus.

„Freut mich, dich zu sehen, Henry!“ rief George.

Lloyd starrte ihn eisig an. „Monopolist“, sagte er nur und ging weiter.

George Sage sah ihm eine Weile nach und senkte dann beschämt den Kopf. Langsam wanderte er weiter durch den Regen, bis er mehr zufällig als gewollt wieder vor seinem Haus stand. Er war nach Hause gegangen, damit sich seine Frau keine Sorgen um ihn zu machen brauchte. Das war der einzige Grund.

Es gab kein Ziel mehr, keinen Horizont, hinter dem er etwas Neues vermuten konnte.

*

Robert Sage trank sein Glas leer und stand auf. „Vater hatte ein neues System erfunden“, sagte er, „unser System. Es war durchaus nicht alles Milch und Honig, denn die Übergangszeit brachte viele Krisen. Eine Menge Leute haßten meinen Vater wie keinen anderen Menschen auf der Erde. Sie machten ihn erst viel später zum Helden, zum Vater des Landes. Mehr gibt's nicht zu erzählen.

Wo er jetzt steckt?

Er wohnt gar nicht weit von hier. Meine Mutter ist gestorben. Der alte George ist jetzt ganz allein. Er will immer noch nicht einsehen, daß alles vorüber ist, und sitzt den ganzen Tag an seinem Schreibtisch. Er flucht über das Wetter und sinnt über ein neues System nach. Dabei weiß

er ganz genau, daß es keins mehr gibt. Er freut sich über jeden Besuch und jedes Gespräch.

Ob er zufrieden ist?

Wer ist schon zufrieden? Aber unzufrieden sein und keinen Ausweg mehr sehen, weil es einfach keinen gibt, das ist die Hölle.“

ENDE

Inhalt

Menschen auf fremden Sternen (1966) (D)

Rite of passage (1954) (US)

Die Misstrauischen (1966) (D)

Scientific method (1953) (US)

Die Nacht der Entscheidung (1966) (D)

Night (1955) (US)

Die kleinen Leute (1966) (D)

Transformer (1954) (US)

Leben auf dem Mars (1966) (D)

Artifact (1955) (US)

Retter der Zukunft (1966) (D)

A star above it (1955) (US)

Das neue System (1966) (D)

The mother of necessity (1955) (US)

Als TERRA-Sonderband Nr. 97 erscheint:

Das Mittelalter findet nicht statt

(LEST DARKNESS FALL)

von L. Sprague de Camp

Martin Padway, ein junger Archäologe aus Illinois, USA, kann von Glück sagen, daß er in der Schule Latein lernen mußte, denn ein komischer Zufall hat ihn aus dem Jetzt gerissen und mehr als 1400 Jahre in die Vergangenheit geschleudert – genauer gesagt: in das Rom des Jahres 535 n. Chr.

Martin kennt diese Zeitepoche aus seinen Studien. Er weiß, daß die Goten das Weströmische Reich beherrschen, daß eine stolze Kulturepoche im Niedergang begriffen ist, und daß die Finsternis des Mittelalters sich in Kürze auf die Welt herabsenken wird.

Wenn er, Martin, für den es keine Rückkehr ins 20. Jahrhundert gibt, in der Welt des 6. Jahrhunderts überleben will, dann muß er den Lauf der Geschichte ändern ...

Das Mittelalter muß unter allen Umständen verhindert werden, das weiß Martin Padway alias Martinus Paduei – doch er steht allein gegen eine ganze Welt!

Die Geschichte einer unfreiwilligen Zeitreise, humorvoll und spannend erzählt von einem Meister des utopisch-phantastischen Genres! Sie erhalten diesen neuen TERRA-Sonderband in wenigen Wochen bei Ihrem Zeitschriftenhändler oder im Bahnhofsbuchhandel zum üblichen Preis von 1, – DM.